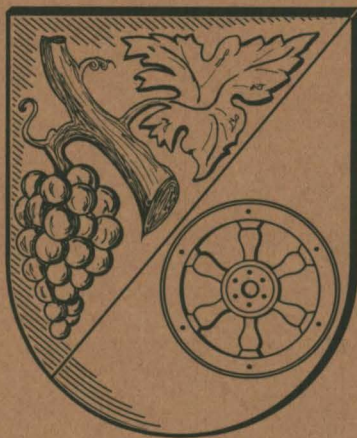

R·H·E·I·N·G·A·U

F·O·R·U·M

Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur



5. Jahrgang
2/1996

ISSN 0942-4474

Herausgegeben von: Rheingauer Weinkonvent e.V.
Gesellschaft zur Förderung der Rheingauer Heimatforschung e.V.
Freundeskreis Kloster Eberbach e.V.

Verantwortlich: Professor Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9, 65366 Geisenheim
Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg, 65366 Geisenheim

Ideen für mehr Sicherheit



Weltweit

Als mittelständisches Unternehmen gehören wir weltweit zu den führenden Herstellern von Niederspannungsschaltgeräten und Verteilungen für die Elektrizitätsversorgung. Wir entwickeln und fertigen Hoch- und Niederspannungssicherungen, Schalter, elektronische Meß- und Meldegeräte, Verteilungen sowie Verteiler- und Geräteschränke. Dabei stehen Aspekte der Sicherheit ganz vorn: Funktionssicherheit, Betriebssicherheit, Berührungssicherheit bei Montage und Wartung. Durch eine weitgehend mechanisierte, computergestützte Fertigung sichern wir Qualität zu vernünftigen Preis.

Sichern
Schalten
Verteilen



JEAN MÜLLER

I M P R E S S U M

R · H · E · I · N · G · A · U F · O · R · U · M

Vierteljahres-Zeitschrift für Wein · Geschichte · Kultur

Herausgegeben von den Gesellschaften:

RHEINGAUER WEINKONVENT E. V.

Gegründet 1971 in Kloster Eberbach.

Mitgliederzahl ca. 1000.

Geschäftsführung:

Frau Birgit Kind, Am Rebenhang 69, 65391 Lorch,

Telefon (06726) 508, Telefax (06726) 9026

GESELLSCHAFT ZUR FÖRDERUNG DER RHEINGAUER HEIMATFORSCHUNG E. V.

Gegründet 1956. Mitgliederzahl ca. 140.

Geschäftsführung:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,

65366 Geisenheim, Telefon (06722) 8010

FREUNDKREIS KLOSTER EBERBACH E. V.

Gegründet 1983. Mitgliederzahl 200.

Geschäftsführung:

Herr Günter Ringsdorf, Kloster Eberbach,

65346 Eltville, Telefon (06723) 4228

Redaktion:

Prof. Dr. Paul Claus, Nothgottesstraße 9,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 8010

Dr. h.c. Josef Staab, Schloß Johannisberg,
65366 Geisenheim, Telefon (06722) 50843

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Namentlich gezeichnete Beiträge geben die Meinung der Verfasser wieder. Leserbriefe sind willkommen. Die Redaktion behält sich jedoch die Entscheidung über Veröffentlichung und Kürzung vor.

Herstellung, Auslieferung und Bezug:

Georg Aug. Walter's Druckerei & Verlag GmbH
65335 Eltville im Rheingau, Postfach 1562
Telefon (06123) 61091-93; Telefax (06123) 1516

Preise:

Einzelheft inklusive Versandkosten: 8,25 DM

Jahres-Abonnement (4 Schriften): 31,50 DM

Für die Mitglieder der drei Gesellschaften (Herausgeber) ist der Bezugspreis im Mitgliedsbeitrag enthalten.

Bankverbindung:

Volksbank Eltville eG Kto.-Nr. 65722 (BLZ 51091400)

Der Abonnementsbetrag ist per Einzugsermächtigung bis zum 31. März fällig. Kündigungen sind nur zum 31. 12. eines Jahres möglich und müssen bis spätestens 30. Juni des betreffenden Jahres erfolgen.

Gerichtsstand ist 65343 Eltville im Rheingau.

Inhalt

Hermann Trabert
Peter Scherer (1853–1930) 2

Elisabeth Will-Kihm
Geisenheim im Kriegsjahr 1795 8

Werner Lauter
Das Hildegardisbrünnchen auf dem
Rupertsberg und in Eibingen 20

Eberhard Kümmerle
Vom Ursprung des „Hildegardisquells“
im alten Kloster Eibingen 24

Wilfried Dietz
Die Töpferei in Aulhausen – Teil III 26

Anschriften der Autoren

Hermann Trabert
Rheingaublick 9, 65366 Geisenheim-Johannisberg

Elisabeth Will-Kihm
Lehnstraße 9, 65366 Geisenheim

Dr. Werner Lauter
Fuchsendgasse 8, 65385 Rüdesheim

Dr. Eberhard Kümmerle
Hauptstraße 67, 65344 Eltville-Martinsthal

Wilfried Dietz
Friedrichstraße 1, 65385 Rüdesheim

Sehr geehrte Leserinnen und Leser!

Der im Februar 1995 angebotene Schubser für die Hefte des „RHEINGAU FORUM“ der Jahrgänge 1992 bis 1994 konnte nun doch realisiert werden.

Nach anfänglich schwachen Anforderungen, kam im Laufe des vergangenen Jahres doch noch eine für die Herstellung erforderliche Bestellmenge zusammen, so daß der Schubser mit dem Inhaltsverzeichnis der drei Jahrgänge nun mit diesem Heft ausgeliefert werden kann.

Da noch einige Mehrexemplare vorhanden sind, besteht für Leser, die den Schubser nicht bestellt haben die Möglichkeit, diesen bei der Druckerei zum Preis von DM 10,- nachzubestellen.

Peter Scherer (1853–1930)

Wer aufmerksam einen Spaziergang durch Johannisberg-Grund macht, stößt direkt neben dem Weingut Abteihof St. Nicolaus auf eine Gasse, die, im Bogen vom Berg kommend, den Namen „Peter Scherer-Straße“ trägt. Wer war Peter Scherer? Eine kleine Tafel unter dem Straßenschild verrät in Kürze: Dr. Peter Scherer, geb. 1853 in Johannisberg, Oberschulrat im Elsaß, gest. 1930 in Freiburg i. Brg., Schriftsteller. Sein Geburts- und Elternhaus stand ein Haus von der nach ihm benannten Straße entfernt. Biographische Lexika wissen noch etwas mehr (Deutsches

Zeitgenossenlexikon – Biographisches Handbuch deutscher Männer und Frauen der Gegenwart. Leipzig, Weihnachten 1905, Verlagsbuchhandl. Schulze & Co./Katholischer Literaturkalender. Herausgeb. von Dr. Julius Dorneich. 15. Jhg. Freiburg i. Br. 1926, Herder & Co. G. m. b. H. Verlagsbuchhandlung): Nach dem Studium zunächst der katholischen Theologie, dann der klassischen Philologie und Germanistik in Würzburg und Straßburg trat er nach dem Staatsexamen in den höheren Schuldienst ein und war in Saarbürg (Lothringen), Altkirch und Hagenau als Lehrer tätig. Seit 1900 bekleidete er das Amt eines Oberschulrats im Ministerium für Elsaß-Lothringen und eines Referenten für Gymnasien und Realschulen. Für seine Verdienste um das katholische Schulwesen ehrte ihn der Papst mit dem Gregoriuskreuz.

Zu seinen familiären Verhältnissen sei noch angemerkt, daß Peter Scherer mit einer Rüdeshheimerin bis zu ihrem frühen Tod glücklich verheiratet war. Der jüngste der drei Söhne aus dieser Ehe, Alfons Scherer, war Bürgermeister von Schlettstadt/Elsaß, nach dem Ersten Weltkrieg Regierungspräsident, wurde aber von den Nazis vorzeitig pensioniert und lebte mit seiner Familie in Wiesbaden; nach dem Zweiten Weltkrieg in seinem Haus in Geisenheim, dem Eberbacher Hof, bis zu seinem Tod 1964.

Peter Scherer fand neben seinen Amtspflichten immer noch Zeit für die Schriftstellerei. So veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Johannes Berg“ belletristische und volkskundliche Arbeiten, aus dem Jahr 1888 zum Beispiel drei Novellen, die in „Die deutsche Heimat-Blätter für Geist und Herz“ erschienen („Heißes Blut“, „Der Geigerkönig“, „Erste Liebe“). Auch als Übersetzer und Kritiker tat er sich hervor; so übersetzte



Abb. 1: Peter Scherer 1853–1930).

Bild von Frau Ruth Pauly, Frankfurt/Main, Enkelin von P. Scherer

er u. a. „Die Furcht vor dem Leben“ von Henri Bordeaux.

Das alles hätte die damals noch selbständige Gemeinde Johannisberg 1961 aber kaum zu dieser Straßenbenennung veranlaßt. Zwei schmale Bändchen von Peter Scherer, erschienen 1924 und 1928, sind es, die die Gemeinde bewogen, seinen Namen der Vergessenheit zu entreißen: „Im alten Säkulum – Rheinische Heimerinnerungen“ (Matthias Grünewaldverlag Mainz) und „Im alten frohen Rheingau – Bilder und Erlebnisse. Im deutschen Straßburg“ (Herder/Freiburg).

Beide sind im Buchhandel längst vergriffen. Wer aber ein etwas genaueres Bild von Peter Scherers Bedeutung als Schriftsteller, seiner Einstellung zu seiner Heimat, zu Personen und wichtigen Ereignissen seiner Zeit gewinnen will, muß besonders diese zwei Veröffentlichungen, außerdem Buchbesprechungen und Würdigungen zu Rate ziehen, die mir z. T. seine in Frankfurt/Main lebende Enkelin dankenswerterweise zur Verfügung gestellt hat. Das ist umso mehr gerechtfertigt, als auch die Kritik beide Schriften sehr positiv aufgenommen hat. (Dr. Massenkeil in: Nassauische Heimat 10, 4. Jg. 1924 S. 48; Dr. A. Bach in: Nassauische Heimatblätter, Wiesbaden 30. Jg. 1929 Nr. 1 S. 30f.)

Bei A. Bach heißt es über „Im alten frohen Rheingau“: „Das Buch hat nur einen Fehler, daß es zu kurz ist“. Und weiter: „Es sind Jugenderinnerungen mit dem wachen Gedächtnis und der ganzen Liebe eines Mannes, der nach einem tätigen und erfolgreichen Leben in der Muße und Frische eines rüstigen Alters mit seinem Sinnen und Erzählen wieder zurückkehrt zum Ausgangspunkt seiner Erdenbahn und eine glückliche Vergangen-

heit aufs Neue vor den aufhorchenden Nachgeborenen entstehen läßt“. Massenkeil sieht das Verdienst des Verfassers vom „Im alten Säkulum“ darin, „die Besonderheit des Rheingauer Volkschlages erkannt und wahrheitsgetreu festgehalten zu haben“. Diese Liebe zum Rheingau und seinen Menschen kommt auch zum Ausdruck durch die zwei Zeilen eines bekannten Rheinliedes, die Scherer dem „(Im) alten frohen Rheingau“ als Motto voranstellt:

Nur am Rhein, da will ich leben,

Nur am Rhein geboren sein.

Scherer erliegt aber nicht der Gefahr, wie die Buchtitel und dieses Motto vielleicht vermuten lassen könnten, nur in der Verklärung der Vergangenheit und in Rhein- und Weinseligkeit zu schwelgen. Trotzdem bekennt er offen: „Ich liebe die gute alte Zeit, aber ich will nicht in allewege ihr blinder Lobredner sein.“ (Rheingau, S. 17) Und an anderer Stelle: „Herbstlust? Erntefreude? Wie sie weinfrohe Dichter in sonniger Rebenlaube



Abb. 2:

Vetter Vinzenz auf dem Rückweg vom Rochusfest in Bingen: „Siehste, Vetterche, unser lieber Herrgott läßt doch den gute Wein wachse, daß en die Mensche aach genieße solle. Hot mer dann e Gläse zu viel getrunke, schickt er gleich zwei Schutzengelcher. Eins stößt rechts, das andere links, dann bleibt mer schön mitte uf em Weg. Mer wackelt e bißche, aber 's kann eim nix passiere.“ Holzschnitt von Wille Meyer aus dem „Alten Säkulum“, Seite 17.

besingen, heitere Zecher beim frohen Gelage künden und preisen? ... O nein, das war einmal, war vor vielen Jahrzehnten, als das Volk noch naiver und harmloser, das Leben in vieler Beziehung wohl auch weniger hart und schwer war. Wer wollte die neue Zeit schmähen und die Werke verkennen, die sie gebracht! Aber sicherlich hat sie auch ein gutes Stück Poesie, harmloser Genußfreude, kostbaren Besitzes an altem Brauch und kräftiger Eigenart ins Grab gelegt.“ (Rheingau, S. 65) Er selbst hat in seiner Jugend die Weinlese als „ein gar nüchternes, mühsames und unästhetisches Geschäft, besonders wenn Regen- und Schneegewölk schwer über den Rebhügeln hängt und graue Nebel eisig vom Rhein her emporsteigen“, kennengelernt. (Rheingau, S. 65) Die Werktagarbeit der Winzer in dem „paradiesisch schönen Rheingau“ ist geprägt von „ausmergelnder Feldarbeit bei jeder Witterung, von Frühjahr bis Herbst lange(n) Arbeitstage(n) und kurze(r) Nachtruhe“. (Rheingau, S. 70) Wenn beim Rheingauer trotz allem „die witzige Laune und ein sprichwörtlich gewordener sonniger Humor noch immer vorherrschen, so ist das eine besondere Hilfe und Gnade vom lieben Gott, aber nicht die Folge des Weines. Denn der Rheingauer bekommt von seinem eigenen Gewächs herzlich wenig zu trinken. Der Ertrag der Reben muß verkauft und von dem Erlös die strenge Notdurft des Lebens befriedigt werden“. (Rheingau, S. 70) Das war bei dem Weltruf der Rheingauer Weine, der sich auf sorgfältiger Auswahl des Leseguts, die Kellerpflege und den Ausbau der Weine gründet, auch gut möglich, was jetzt sogar zum Gegenstand ernster Studien und Versuche gemacht werde. Von diesen profitierten zwar in erster Linie die großen Weinbergsbesitzer, Domänen und Private, aber auch kleinere Winzer folgten ihrem Beispiel.

Diesen Fortschritt in Weinbau und Kellertechnik bejaht Scherer ohne Einschränkung. Auch anderen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen seiner Zeit steht er positiv gegenüber, wenn sie etwa von Unternehmern wie dem Mitbegründer der Schnellpressenfabrik von Klein, Forst & Bohn, Johann Klein, vorangetrieben wurden. Sein Urteil über den Vetter, wie er im ganzen Dorf genannt wurde, stellt seine Beliebtheit, Bescheidenheit, Hilfsbereitschaft trotz seines wachsenden

Reichtums heraus, und Scherer fährt dann fort: „Weder der schlichte Mann selbst noch seine Umgebung hatten eine Ahnung, welche Bedeutung ihm für die Entwicklung der Industrie, für die materielle Kultur und das soziale Leben seiner Heimat zukam“. (Rheingau, S. 5 f)

Auch er war nach Scherers Meinung ein echtes Rheingauer Original, eines der vielen, für die er sich interessierte und die er liebevoll und trefend beschrieb. So den Vetter Vinzenz, von dem er sagt: „Er war eines jener Altrheingauer Originale, von denen sich die Nachwelt kaum noch eine Vorstellung machen kann, trotz allen seinen menschlichen Schwächen ein liebenswürdiger und kreuzbraver Mann von echtem Schrot und Korn.“ (Säkulum, S. 18)

Was diese Originale besonders auszeichnete, war ihr sprichwörtlicher Rheingauer Humor. Diesem widmet Scherer „Im alten Säkulum“ ein besonderes Kapitel, das er mit folgender Beschreibung einleitet: „Die Rheingauer waren von jeher ein aufgewecktes, witziges Völkchen, flink und beweglich wie die glitzernde Welle des Rheines, heiter wie die wonnige Landschaft, die sich in behaglicher Breite von Mainz und Biebrich bis zum Binger Loch hindehnt. Der Wein erfreut des Menschen Herz. Reift doch zwischen Main und Lahn an den sonnigen Westhängen des Taunus und am Niederwald, vom Stromnebel „gedrückt“ und von der Sonne „gekocht“, der kostbare Rheinwein, der unter den Edelgewächsen der Erde seinen Weltruhm behauptet. Gern läßt der Rheingauer die scherzhafte Behauptung gelten, daß dem Neugeborenen zunächst ein Löffel Wein und dann erst die Mutterbrust gereicht werde. Daher der lachende Frohsinn und der behende Mutterwitz des feurigen Menschenschlages.“ (Säkulum, S. 116) Die besondere Färbung des Rheingauer Humors sieht er darin: „Drastische Bilder, derbe Vergleiche und die scharfe Beimischung von Witz oder spöttischer Satire geben ihm seine urwüchsige Eigenart, die sich um so weniger begriffsmäßig abgrenzen läßt, je charakteristischer sie sich in Wortwahl, Tonfall, Mienen, Handbewegung darstellt.“ (Säk., S. 116) Gegenstand und oft auch Opfer dieses Humors wurden zum Beispiel die Preußen, die 1866 neue Landesherren geworden waren, die übrerrheinischen Weine, deren geringe

Qualität durch das dünne Geläut der dortigen Glocken verraten werde, oder die Bewohner der einzelnen Ortschaften, die besonders charakterisiert und mit Spitznamen belegt wurden. „So heißen die Johannisberger ‚Schlappehajer‘, die Geisenheimer ‚Spätzer‘. . . . Wenn aber die Rüdeshheimer als ‚Struntzer‘ (Prahler) und die Eibinger, in deren Dorf ein kleiner Weiher oder Entenpfuhl liegt, als ‚Puhlschi. . . er‘ bezeichnet werden, so ist das zwar recht derb, aber verständlich. –“ (Säk., S. 121)

Ein guter Gewährsmann ist Scherer in der Überlieferung alter Bräuche, aber auch in der Beschreibung von Johannisberg selbst, die wieder in Erinnerung gebracht werden soll. „Die Gemeinde Johannisberg besteht aus zwei Teilen. Der größere Teil liegt zehn Minuten landeinwärts hinter dem Schloß der alten Benediktinerabtei auf dem weinberühmten Taunusvorhügel; der kleinere Teil, der Grund, zieht sich in zwei Häuserreihen durch eine mäßig breite Mulde hin bis zum sogenannten Schweizertal, aus dem zwei steile, kaum fahrbare Straßen ins obere Dorf hinaufführen. Ein breites, gutbewässertes Wiesengelände, von mäßigen mit Weinbergen oder niederem Waldgehölz bedeckten Höhenzügen begleitet, erstreckt sich sechs bis sieben Kilometer weit bis zu dem ehrwürdigen Wallfahrtsort Marienthal, dem Lieblingsaufenthalt des hochseligen Limburger Bekennerbischofs Peter Josef Blum. Der Bach, der das Tal durchfließt, trieb damals vier einsam gelegene, je eine Viertelstunde von einander entfernte Mühlen.“ (Säk., S. 125)

In diesem Johannisberg war nicht nur eitel Friede. „Zwischen den oberen Johannisbergern und den Gründer Buben, zu welchem letzteren ich gehörte, herrschte fast immer eine Art Kriegszustand. Mit Sicherheit aber wurde das Streitbeil ausgegraben, wenn Fastnacht herannahte. Denn es galt, der anderen Partei zuvorzukommen, das neutrale Gebiet des Schweizertals und der Mühlen am ehesten abzustreifen und den Konkurrenten die Ausbeute vorwegzunehmen. Trafen sich die beiden Heerhaufen, so arteten die herausfordernden Reden leicht in schlimme Raufereien aus, bei denen sogar die Fastnachtshaken eine bedenkliche Rolle spielten. Und das alles im Dämmerdunkel des Wintermorgens! Wie ein kriegerischer Vorpo-

sten oder eher wie eine jugendliche Bande vermummter Wegelagerer zogen wir aus, Wind und Wetter konnten unsere Unternehmungslust nicht dämpfen, durch Regen und Schnee hinstapfend träumten und prahlten wir von großer Beute, von tapferer Abwehr bissiger Köter, von kühnem Wort- und Faustkampf mit den Gegnern aus dem oberen Dorf.“ (Säk., S. 125 f.)

Die Erwachsenen verhielten sich nicht viel anders als die Buben, nur daß die Gegenstände des Streits andere waren, zum Beispiel die Politik. Die Politisierung der Rheingauer war wie in anderen Gegenden um das Jahr 1848 erfolgt. „Sie waren mit den Rebellen vom Main und vom Taunus, von der Lahn und vom Westerwald vor die herzogliche Residenz in Wiesbaden gezogen, hatten gehörig gelärmt und vom Balkon des Schlosses herab die beruhigendsten Versicherungen erhalten. Zum Beweis ihrer politischen Reife und der Klarheit ihrer Ziele hatte eine Abordnung von besonders klugen Vertretern unnachgiebig das Recht auf Preßfreiheit *und* Zensur gefordert. Und beides war ihnen von dem Minister mit gutem Humor zugesagt worden.“ (Rheingau, S. 12) „In den fünfziger oder sechziger Jahren kam das eigentliche Parteienleben zur Entwicklung, aber von den zahlreichen Gruppen und Grüppchen, in die heute die Volksmasse gespalten und zerklüftet ist, war keine Rede. Man war entweder großdeutsch oder preußisch gesinnt. Großdeutsch war das herzogliche Haus, die Regierung nebst ihren Anhängern, die zu Österreich hielten, und vor allem der Klerus, der in dem Ausschluß der Donaumonarchie aus dem Deutschen Bund eine Gefahr für den Katholizismus erkannte. In dem 1848 gegründeten Piusverein hatte er sich einen mächtigen Rückhalt und ein zuverlässiges Instrument geschaffen. Wegen dieser Bundesgenossenschaft hießen die Großdeutschen auch die Schwarzen, die Piusbrüder oder kurzweg die Pius. An der Spitze der preußisch Gesinnten, welche Bismarck'sche Morgenluft witterten und sich die Fortschrittspartei nannten, standen mehrere geschickte und zweifellos hochbegabte Advokaten . . .“ (Rheingau, S. 12)

An den Wahllauseinandersetzungen in Johannisberg war auch Scherers Vater beteiligt. „Mein vortrefflicher Vater, der viel las und sich leicht für alles Neue begeisterte, war einer der eifrigsten

Dorfpolitiker und spielte als unermüdlicher Verfechter seiner Meinung mit ziemlichem Erfolg eine Art Führerrolle unter den Gegnern der Pius. Er tat dies um so leidenschaftlicher, je selbstherrlicher der Pfarrer auftrat, zumal er sich mit diesem als Mitglied des Gemeinderats wegen irgend einer Holzlieferung über den Fuß gespannt hatte.“ (Rheingau, S. 15)

Das Wahlverhalten der Johannisberger sieht er oft nicht bestimmt von festen politischen Überzeugungen, sondern von privaten Ereignissen und Rücksichten. Und im Übrigen war Scherer der Meinung, daß „die politischen Debatten im großen wie die Wahlkämpfe im kleinen mit der gleichen Roheit und Rücksichtslosigkeit geführt wurden wie heute“ (Rheingau, S. 17). Ein krasses Beispiel für die überschäumenden politischen Leidenschaften und gelegentlichen Gewalttätigkeiten war die Sprengung der Versammlung des Piusvereins auf Schloß Johannisberg durch die Demokraten, „und die Mainzer (die meisten Anhänger des Piusvereins kamen aus Mainz) mußten sich flüchten, den ganzen Weg bis nach Winkel hinunter verfolgt von wüstem Geschrei, Bedrohungen und Steinwürfen“ (Säkulum, S. 81). Auch die Autorität des Ortspfarrers vermochte gegenüber den meist ortsfremden Gegnern des Piusvereins nichts auszurichten. Im allgemeinen aber verliefen die Ereignisse der 48er Revolution hier glimpflich. „Die Johannisberger leisteten sich eine Bürgerwehr mit einem Hauptmann und zwei seidenen Standarten, welche der Pfarrer auf Ansuchen seiner frommen Revolutionäre feierlich einsegnete. Später, nach der Revolution, begleiteten sie am Fronleichnamsfeste das hochwürdige Gut und bildeten einen Hauptschmuck der Prozession. Aber nicht alle Revolutionäre – wie wir gesehen haben – waren so fromm und zahm, die Idee der Freiheit und Gleichheit trieb auch Giftblüten“. (Säk., S. 80)

Viel verdankt Scherer in seiner ganzen geistigen Ausrichtung seinem „väterlichen Freund“ und Pfarrer von Johannisberg (1838–74), Anton Kremer, geboren 1808 zu Hattenheim. Dieser war ein begeisterter Anhänger der katholischen Erneuerungsbewegung, die neben vielen anderen vor allem mit dem Namen Joseph Görres verbunden ist, dessen Vorlesungen er in München gehört

hatte. Diese Begeisterung für Görres hat sich auch auf Scherer übertragen. Über seinen Tod merkt er an: „Der große Seher, der ein Vierteljahrhundert vorher mit sprühender Feder ‚Europa und die Revolution‘ geschrieben, hatte deren Ausbruch nicht mehr erlebt: Görres hatte am 29. Januar 1848 die Augen geschlossen, der treue Eckart war in die Gruft gestiegen. Aber das katholische Volk sollte darum der sicheren Wegweisung nicht entbehren.“ (Säk., S. 81)

Eine nachträgliche Bestätigung der Befürchtung, daß in einem preußisch dominierten Deutschland der Katholizismus wenig Verständnis und Förderung erfahren würde, brachte der Kulturkampf. Nach Scherer verfolgte Pfarrer Kremer die Entwicklung des preußisch-deutschen Kulturkampfes mit Entrüstung „und begleitete mit schmerzlicher Genugtuung den mannhaften Kampf des katholischen Volkes um seine kirchliche Freiheit“. (Säk., S. 85)

Aus diesen Worten läßt sich unschwer entnehmen, wie Scherer diese Auseinandersetzung zwischen Staat und Kirche selbst beurteilte. Mit den Auswirkungen dieses Kampfes wurde er als Lehrer und besonders als Verwaltungsbeamter im Reichsland Elsaß-Lothringen hautnah konfrontiert. Aus seiner Studienzeit an der Universität Straßburg spricht Scherer mit Hochachtung von einem Professor Studemund, der den Forderungen der elsässischen Katholiken mit Verständnis entgegen gekommen sei, und er bezeichnet ihn als einen der wenigen Protestanten, „die in Würdigung psychologischer und kultureller Imponderabilien den konfessionellen Verhältnissen des Landes Rechnung trugen, und zwar zu einer Zeit, da in Altdeutschland noch weithin Kulturkampfstimmung herrschte“. (Rheing., S. 98)

In diesem Zusammenhang berichtet er auch von einem Kaplan, der in der Zeit des heißesten Kulturkampfes wegen Vergehens gegen den sogenannten Kanzel- oder Lutzparagrafen angeklagt war und sich durch Flucht seiner humorvoll geschilderten vermeintlichen Verhaftung entziehen wollte. Scherers Anmerkung: „Mit diesem tragikomischen Erlebnis, das sich ja harmlos und heiter von dem trüben Hintergrund einer schweren Zeit abhebt, mag meine Plauderei schließen. Bittere Erinnerungen an grausame Leiden soll sie

nicht wecken.“ (Rheingau, S. III) Seine Wortwahl spricht eine deutliche Sprache.

Manches von dem, was man von Scherer über Scherer nur indirekt erfahren kann, ist in aller Deutlichkeit ausgesprochen in zwei Würdigungen anlässlich seines siebzigsten Geburtstages und seines Todes am 22. Juli 1930. („L'Alsacien“ vom 29.7.1930) Der unbekannte Verfasser des Nachrufs, wie aus einer Andeutung zu entnehmen, ein Freund Scherers, beginnt so: „... ein warmer Freund unseres Landes, ein verdienter Beamter unserer früheren Verwaltung und ein treuer Sohn unserer Kirche. Er hat sich um das Schulwesen unseres Landes und speziell auch um die religiösen Interessen der Katholiken in Elsaß-Lothringen ... hervorragende Verdienste erworben ...“ Er lobt seine prachtvolle Persönlichkeit, sein geistvolles Naturell, seinen goldenen Humor, seine Freundschaft und seine opferwillige Kirchentreue, kurz: Er nennt ihn einen wahren Sohn seiner rheinischen Heimat.

Daß Scherer auch Gegner hatte, wird deutlich bei seiner Ernennung zum Oberschulrat für das Gymnasialwesen im Jahre 1900. Der Protest kam aus der bisher dominierenden liberal-protestantischen Ecke. Scherer galt als Repräsentant einer auf Parität im höheren Schulwesen bedachten Schulpolitik, d.h. daß neben den staatlichen Schulen auch bischöfliche Gymnasien gleichberechtigt anerkannt wurden. Als während seiner Amtsführung auch Elsässer und Katholiken zu Direktoren ernannt wurden, bezichtigten ihn „pangermanische Kreise“ des Ultramontanismus und der fehlenden nationalen Gesinnung. Daß Scherer so viel Verständnis für die Landes- und Religionsinteressen der Elsässer aufbrachte, führt der Verfasser darauf zurück, daß ersterer durch die Annexion seines Staates Nassau durch Preußen darauf vorbereitet worden sei. Im übrigen hofft er, daß manche früheren Staatsmänner und Verwaltungsbeamte inzwischen begriffen hätten, daß die Methoden Scherers in Reichs- und Landesinteressen die richtigen gewesen seien. Dies

alles läßt erkennen, wie sehr Elsaß-Lothringen für Scherer zu seiner zweiten Heimat geworden war. Er war auch in zweiter Ehe mit einer Elsässerin verheiratet.

Was Untergebene an ihm als Vorgesetztem schätzten, war seine besondere Gabe der Menschenbehandlung, gepaart mit natürlicher Herzengüte und Einfachheit, und seine herzugewinnende Kollegialität. Er galt als begnadeter Lehrer, der den Unterrichtsstoff geistreich und fesselnd darzustellen wußte. Er hatte eine gewisse weltmännische Art, die allem knöchernen Philologentum abhold war. Er selbst urteilt rückblickend über seine Lehrertätigkeit: „Wie jeder Pädagoge habe ich gewiß nicht wenig Irrtümer, Fehler und ahnungslos begangenes Unrecht auf meinem Konto, habe Liebe und Abneigung, Anerkennung und Undank, Unterstützung und Hemmung, in besondern Fällen herzliche Freundschaft, aber auch hochmütige Kränkung erfahren.“ (Rheingau, S. 125)

Scherer hatte auch als Schriftsteller einen guten Ruf. (Der Umfang seiner schriftstellerischen Arbeiten ist mir nicht bekannt. Es dürften aber in verschiedenen Zeitschriften Erzählungen über die bekannten hinaus von ihm veröffentlicht worden sein.) Wer allerdings annahm, er habe vielleicht zwischen seinem eigentlichen Beruf und der Schriftstellerei unentschieden hin- und hergeschwankt, bekam von ihm die klare Antwort: „Ich war stets bemüht, mit allen Kräften ein guter Lehrer, ein guter Direktor und ein guter Schulrat zu sein. Das habe ich als meine Hauptpflicht angesehen und nur meine freie Zeit anderen Beschäftigungen gewidmet.“ (Nachruf)

Die Würdigung anlässlich seines siebzigsten Geburtstages schließt mit dem Satz: „Als Elsässer und Katholiken glauben wir ihm Dank und Anerkennung schuldig zu sein.“ Ich meine in Abwandlung dieses Satzes: Als Rheingauer und Johannisberger sind wir ihm auch heute noch für „Im alten Säkulum“ und „Im alten frohen Rheingau“ Dank und Anerkennung schuldig.

Geisenheim im Kriegsjahr 1795

Der Krieg zwischen dem revolutionären Frankreich und den verbündeten deutschen Mächten, 1792 begonnen, währte schon drei Jahre. Um dem französischen Missionierungsdrang und Expansionsstreben entgegenzutreten und die alte Staats- und Gesellschaftsordnung zu schützen, hatte sich das Bündnis 1793 zu einer großen europäischen Koalition erweitert. Die Bevölkerung kurmainzischer Gebiete hatte seit Beginn der Kämpfe den wiederholten Wechsel des Kriegsglücks erlebt und erlitten. Vielerorts gab es jedoch auch Minderheiten in den rheinischen Landen, die, wie die Klubisten in dem eroberten Mainz, der „Mainzer Republik“, oder die Deputierten des „Rheinisch-Deutschen Nationalkonvents“ die „Reunion“ mit Frankreich gewünscht oder den symbolischen Freiheitsbaum gepflanzt hatten. Das im Kurfürstentum angeordnete Dankfest „wegen glücklicher Eroberung der Stadt Mainz“¹⁾ durch deutsche Truppen war nun längst vergessen. Denn trotz der – ebenfalls angeordneten – immer intensiveren Gebetsstürme in allen Kirchen des Erzstifts am Morgen und Abend „zur Abwendung aller Übel und Gefahren des Krieges von unserem deutschen Vaterlande“²⁾, waren die französischen Truppen im Herbst 1794 wieder bis zum Rhein vorgestoßen, der ihnen als „natürliche Grenze“ galt, hatten die Geisenheim gegenüberliegenden kurmainzischen Orte besetzt und auf dem Rochusberg Stellung bezogen. Seit dieser Zeit belagerten sie die Residenzstadt Mainz, aus der der Kurfürst F. C. Joseph von Erthal abermals hatte weichen müssen.

Der Rheingau war zum Grenzland geworden. Das Exerzieren mit den Waffen, die man auf Veranlassung des Amtsvogts Schnied zu Geisenheim³⁾ vor dem Einzug deutscher Truppen im Rheingau ausgeteilt hatte, war dennoch auf Unwillen und Unzufriedenheit gestoßen, so daß die

Pfarrer des Landkapitels angewiesen worden waren, nach der Predigt „nachdrücklich, jedoch in der Stille“ an die Pflichten der Untertanen gegenüber ihrem Fürsten zu erinnern und dem Landvolk begreiflich zu machen, daß es um die Sicherheit des Landes und die Erhaltung ihres Eigentums gehe, um „die Rettung ihrer wahren Religion“; „wider einen gottvergessenen, nach der neuesten schreckbaren Erfahrung alles ohne Unterschied zerstörenden und verheerenden Feind“.⁴⁾ Als schließlich der Rheingau von den Truppen der verbündeten Fürsten des deutschen Reiches besetzt wurde, war auch diese Region wieder in den Krieg einbezogen.

Das Jahr 1795 brachte für die Geisenheimer wie für die andern Rheingauer Belastungen und Drangsale vielfältiger Art.

I

Da war zunächst der außergewöhnlich strenge Winter, der der Bevölkerung und den nicht angemessen gekleideten Soldaten beider Kriegsparteien hart zusetzte.

Seit Anfang Januar war der Rhein zugefroren. Um einem feindlichen Überfall von der linken Rheinseite aus vorzubeugen, mußte 14 Tage lang das Rheingauer Ufer 16 Fuß breit aufgeeist werden.⁵⁾ Die Furcht der Preußen vor einem Angriff der Franzosen und ihre angebliche Absicht, sich in einem solchen Fall in die Weinberge und die Wälder zurückzuziehen, führte im Rheingau zu der Überzeugung, „daß man die preußischen Freßsäcke umsonst füttern und keinen Schutz von ihnen zu erwarten habe“.⁶⁾

Endlich, am 10. Februar, kam der Wetterumschlag. In der Nacht regnete es, und ein warmer Wind kam auf. Die Geisenheimer Bürger mit ihrem Pfarrer Wigand Kamper erwarteten mit

Bangen den ersten Eisgang. Auch im Blaubach hatte sich das Eis gestellt. Vor Tag, um 5 Uhr, rückte es ein wenig fort, warf auf beiden Ufern viele Eisschollen an Land und drückte z. B. neben dem Pfarrhof die Planken eines Gartenzauns zusammen. Nachdem das Eis zu Kaub fortging, wie ein preußischer Junker meldete, sank auch der Rhein bis gen Mittag um drei Schuh. Abend um 9 Uhr löste sich die Eismasse unter starkem Krachen, das fast beständig fortging bis Mitternacht. Auf der Schanze und auf den Lößern warf sich das Eis hoch hin, am stärksten auf der Ingelheimischen Aue. Das Waschhaus an der Pottaschhütte wurde zusammengedrückt. Am nächsten Tag blieb das Wasser noch hoch, erst gegen Abend sank es um „zwei Schritte oder drei Schuhe“. Den Tag durch bewegte sich das Eis mitten durch den Strom, so daß von ihm nichts zu befürchten war. Bedrohlich stand jedoch noch im Osten „das große Gieß am Gericht“, das dem Flecken schaden konnte. In der Nacht vom 11. zum 12. löste sich dort das Eis, drückte in der Schönbornschen Aue einige Bäume um und schob sodann die von der Gemeinde gepflanzten drei Reihen Weidenbäume weg.

II

Wie das Eis, so schmolz auch das Geld in den Händen der Geisenheimer Bürger. Wenn der Pedell die Rathausglocke läutete, wußten die Bürger: Eine Session ist eröffnet, wieder ist es Zeit, im Rathaus die Steuern zu bezahlen. Sie betraten den langgestreckten Fachwerkbau durch den spitzbogigen Eingang der Linde gegenüber, durchquerten die große Halle im Erdgeschoß, in der die Feuergerätschaften verwahrt wurden, ließen gerne Gerichtszimmer und Gefängniszellen links liegen und stiegen auf der Nordseite die Treppe hoch zum 1. Stockwerk, wo neben dem Versammlungssaal für Schultheiß und Rat sich die Stube des Bürgermeisters Jakob Wieger befand. Wie jedes Jahr waren 12 herrschaftliche Schatzungen, die direkte landesherrliche Steuer, angesetzt, und pro Monat war ein Simplum zu entrichten. Insgesamt mußte Geisenheim in diesem Jahr 1795 2641 Gulden über die Amtskellerei Rüdesheim abführen, dazu eine halbe Husarenschatzung von 137 Gulden und

30 Kreuzern.⁷⁾ Da aber auch die Gemeinde ihre Auslagen decken mußte, war eine um mehr als tausend Gulden höhere Steuersumme veranschlagt. Die Personalkosten bildeten den größten Ausgabeposten: Da hatte der Hofgerichtsrat und Amtskeller Schmidt in Rüdesheim als damaliger Amtsvogt von den 251 Geisenheimer Bürgern je 15 Kreuzer zu erhalten; die Herren Amtsgerichtsrat, Vogteischreiber, Schultheiß und Landphysicus hatten ihr festes Salär, ebenso die nicht mehr mit dem Prädikat „Herr“ Verzeichneten, wie Bürgermeister, Schullehrer, Amtsdieners und Pedell. Die zehn Nachtwächter und Taghüter waren zu entlohnen, die Schützen, der Viehhirt, die beiden Hebammen Gerhartin und Hartmännin, der Leyendecker Negler für die Besteigung der „gemeinen Häuser“, der Schlosser Rausch wegen Besorgung der „gemeinen Uhr“, sowie andere Handwerker und Arbeiter für die Dienste in der Gemeinde.

Jakob Wieger, als Bürgermeister für die „gemeine Rechnung“ zuständig, konnte zwar wiederholt über 2000 Gulden in den nächsten Jahreshaushalt übernehmen, doch seit 1792 mußte die Gemeinde „zur Bestreitung der ohnvermeidlichen Kriegskosten“ – natürlich mit kurfürstlicher Regierungserlaubnis – Kapitalien aufnehmen, die sich 1795 auf die Summe von 7800 Gulden beliefen, was in der Größenordnung ungefähr der Hälfte des Jahreshaushalts entsprach. Die Einnahmen der Gemeinde, z. B. aus dem verkauften Gras im „Rheinbau“, von dem Wasen zwischen Flecken und Strom, oder aus Bündel-, Stamm- und Klafterholz reichten nicht aus, um die Kontributionen zu begleichen. Diese außergewöhnlichen Belastungen – nicht in dem üblichen Jahreshaushalt erfaßt – wuchsen rasant, und die Schulden betragen zwei Jahre später schon das Vierfache, nämlich 24368 Gulden. Die Forderungen, bedingt durch den Besatzungswechsel, kamen schließlich von beiden Seiten der Kriegsparteien.

Laut Anordnung des Kurfürsten vom 5. Juni 1794, „die Kriegssteuer in dem Mainzer Land betreff“⁸⁾, hatte sich jeder, der in den kurmainzischen Staaten lebte oder dort begütert war, nach dem Umfang seines Vermögens in eine Klasse einzuordnen, nach der die Kriegssteuer taxiert war, eine Veranlagung somit aufgrund von Selbstein-

schätzung. Da große Summen der Einkünfte an Geld und Naturalien dem Staat durch den Einfall der Franzosen entrissen worden seien, sowie die Kassen „bis zur äußersten Entkräftung“ angestrengt, und da man auch „das entbehrliche Hofsilber vermünzt“ habe, bliebe zur Landesbewaffnung und -verteidigung nur noch die Erhebung einer allgemeinen Kriegssteuer. Mit der umfangreichen Begründung und Rechtfertigung appellierte der Kurfürst zugleich bei den „getreuen Landeseinwohnern“ an die „Liebe zu ihrer Verfassung“ und zu ihrer Vaterlande. Quartalsmäßig, d. h. alle Viertel Jahr, hatten seither die Bürger und Untertanen diese Steuer zu bezahlen. An die Pfarrer war im Dezember 1794 vom erzbischöflichen Vikariat die Weisung ergangen, alle Barchaften der Kirchen, Schulen, Hospitäler und frommen Stiftungen auf ausdrücklichen kurfürstlichen Befehl an die Armierungs- und Landesverteidigungskonferenz nach Mainz zu schicken.⁹⁾

Zu den finanziellen Leistungen der Bürger kamen die Aufwendungen für die einquartierten Truppen, für die die Verpflegung herbeigeschafft werden mußte. Mit Wehmut wird man sich an die

kurze Zeit vor und nach Beginn des Krieges erinnert haben, da man von den französischen Emigranten und den von ihnen angelegten großen Magazinen profitiert hatte. Nun hatte die Gemeinde allein vom 1. November 1794 bis zum 14. März 1795 wegen der zur „Verpflegung an Brod und Fourage nöthig gewesenen Fuhren“ einen Kostenaufwand von 2050 Gulden und 4 Kreuzern.¹⁰⁾

Die lästigen Einquartierungen hatten auch die Adligen und die sonst von der Steuer gemeinhin „Gefreyten“ hinnehmen müssen, und ihre Hofleute hatten sich zunächst an den notwendigen Fuhren beteiligt. Nachdem diese aber überhand genommen hatten, mußten sie organisiert und die Fuhrleute bezahlt werden. Sollten die Bürger diese erhebliche Summe allein aufbringen?

Am 24. März 1795 beantragten deshalb der Schultheiß Müller sowie die beiden Gerichtsschworenen Dillmann und Wieger, daß „sämtliche dahier begüterte Adliche und sonst Befreyte gleich den anderen hiermit belästigten Bürgern“ ein Drittel des Betrages übernehmen, d. h. zusammen 683 Gulden 22 Kreuzer zahlen. Nach dem Größenver-

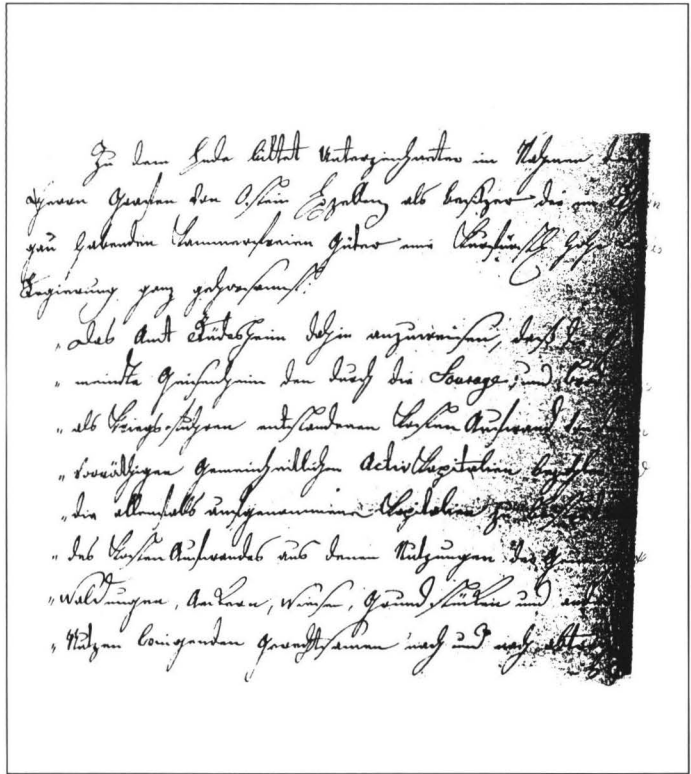
hältnis der Güterbesitzungen erstellte der Ortsvorstand zugleich eine Liste für den jeweiligen Beitrag der adligen und geistlichen Körperschaften und erklärte sich bereit, die Rechnungen den Kontribuierten vorzulegen, damit sie sich dazu äußern könnten.

	fl.	ks.
Kloster Erbach	19	20
Herr Graf von Degenfeld	38	48
Fran von Hallbrunn	46	19
von Hopferische Erben	13	26
Herr Graf von Schönborn	121	34
Herr Graf von Ingelheim	181	22
Herr Graf von Ostein	147	43
Herr von Ritter	1	28
Herr Graf von Metternich	21	58
Kloster Johannesberg	7	55
Kloster Erbsingen	15	18
Das hohe Domstift von Mainz	8	20
Summa	683	26

Abb. 1: Die von der Landessteuer befreiten Adligen und kammerfreien Güter in Geisenheim werden durch den Ortsvorstand an den Kriegskosten beteiligt, „gleich andern hiermit belästigten Bürgern“. Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 101/789.

Abb. 2: Der Graf von Ostein protestiert durch seinen Rat bei der kurfürstlichen Landesregierung gegen die Beteiligung an den Geisenheimer Kriesskosten. Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 101/789.

Gegen diese Beteiligung an den Lasten protestierte der Graf von Ostein durch seinen Sachwalter, den Rat A. Strecker, bei der kurfürstlichen Landesregierung in Aschaffenburg. Er berief sich darauf, daß seine reichsritterlichen, nur dem Reich unterworfenen Güter nicht der bürgerlichen Steuerbarkeit unterliegen würden und daß zudem der andere Teil seiner Besitzungen, die „kammerfreien“, d.h. von der Landessteuer befreiten Güter, mit den Gütern aller nicht Schatzungspflichtigen zusammen nicht den 3. Teil aller Besitzungen in Geisenheim ausmachten. Insbesondere verwies er auf eine angeblich hinreichende Geldquelle, die vor der Erhebung neuer Steuern zuerst ausgeschöpft sein müsse, und zwar: „die ansehnlichen alimementen, nämlich Wälder, Wiesen, Äcker und andere Grundstücke, die die Gemeinde besitze, aus denen sie jährlich Nutzen ziehe und Capitalien anspare“. An ihnen hätten auch die Besitzer kammerfreier Güter gemäß altem, überprüfbarem Recht Anteil zu beanspruchen. Dieses „jus quaesitum“ ist es, auf das der Schreiber seine Argumentation aufbaut. Auf das „erworbene Recht“ pochend, schlägt er vor, „von den jährlich eingehenden Nutzungen sowohl als den vorrätigen Capitalien“ den Kriegskostenaufwand zu bestreiten und die Schuld der aufgenommenen Kapitalien nach und nach abzutragen. Anders werde den Besitzern befreiter Güter der ihnen zustehende Anteil an den gemeinheitlichen Nutzungen indirekt entzogen. Sollten die befreiten Güter jedoch zu einem außerordentlichen Beitrag



angewiesen werden, so könne die Verteilung der Kosten nur von den Betroffenen selbst vereinbart, nicht aber von der Gemeinde Geisenheim „so ganz willkürlich“ festgelegt werden.

Hier wird deutlich, daß es dem Grafen wohl nicht so sehr um die verhältnismäßig geringe Geldforderung ging¹¹⁾ – einige Jahre zuvor war er noch von dem Pfarrer in einem offiziellen Schreiben als namhafter Wohltäter der Kirche benannt worden¹²⁾ – sondern um die Wahrung des gesellschaftlichen Ranges und der damit verbundenen Rechte. Die ständische Gesellschaftsordnung war bedroht, wenn die unterste bürgerliche Verwaltungsinstanz, Schultheiß und Gericht zu Geisenheim, dem seit dem Mittelalter steuerfreien Adel Auflagen machte.

Das kurfürstliche Amt Rüdesheim unterstützte die Forderungen des Geisenheimer Ortsvorstandes und wies in seiner Stellungnahme die vorgebrachten Argumente des Grafen Punkt für Punkt zurück. Konnte man sich doch auf eine Verlautbarung der kurfürstlichen Regierung berufen,

nach der es billig sei, „daß die adligen und sonst gefreyten Personen verhältnismäßig zu den Kriegskosten beitragen“. „Billig Denkende“, so der Rüdesheimer Amtskeller in seinem Bericht, hätten auch gleich nach genommener Einsicht ihr Quantum übernommen, und tadelnd fährt er fort: „... weniger edel als diese benahmen sich dagegen andere, die von jeher gewöhnt zu sein scheinen, nur die Lasten auf den alles erduldenen Landmann zu werfen, um frey davon auszugehen.“ In diese Klasse gehöre der Graf von Ostein, der den „Dank und Beyfall des übrigen gleich denkenden Adels“ für seinen Protest ernte.

Die in dem Rüdesheimer Amtsbericht offen geäußerte Empörung zeugt von dem erstarkten Selbstbewußtsein der Bürger und macht deutlich, daß die Epoche feudaler Bevorrechtung und Privilegierung zu Ende ging und die „billigmäßige Gleichheit“ nicht nur Gesellschaftsideal der französischen Revolutionäre blieb, sondern schon die Amtsstuben hierzulande erobert hatte. So wird das Argument des Grafen, an den Allmenden der Gemeinde Anteil beanspruchen zu können, in gesellschaftskritischem Sinn kommentiert:

„Es ist überhaupt sonderbar, daß der Adel an den gemeinen Nutzungen Antheil prätdiren (fordern), zu den gemeinen Lasten aber nicht konkurriren (gleicherweise teilnehmen) und so den gemeinen als billigen Satz : wer den Nutzen hat, muß auch die Lasten tragen : auf sich allein nicht anwenden lassen will.“

Dem Ortsvorstand könne es gleichgültig sein, ob sich der Graf, nachdem er seinen Beitrag bezahlt habe, mit den übrigen „Gefreyten“ einigt, daß diese ihm einen Teil der Kosten abnehmen. Eine bei der Wohlhabenheit des Grafen wohl spöttische Bemerkung.

III

Weniger das eigentliche Kriegsgeschehen selbst, sondern vielmehr die Einquartierungen mit den Folgekosten, die Plünderungen und Brandschatzungsgelder waren die größte Belastung für die Bürger.

Preußische Soldaten waren die ersten, die sich in Geisenheim einquartieren mußten. Ihre Armeen hatten wie die der Österreicher nach

anfänglichen Erfolgen dem Vordringen der französischen Truppen nicht standhalten können und sich im Herbst 1794 über den Rhein zurückziehen müssen.¹³⁾ Sie blieben in Geisenheim bis Ende Februar 1795.

Pfarrer Kamper war nicht – im Gegensatz zu seinen Amtsbrüdern in den Nachbargemeinden – das ganze Jahr hindurch von Einquartierungen verschont. Eine angeblich franzosenfreundliche Bemerkung, die dem der Aufklärung zugeneigten und damit verdächtigen Pfarrer übel genommen wurde¹⁴⁾, mag wohl auch im Ärger über diese Belästigung begründet gewesen sein. Das Kommen und Gehen der Truppen in Geisenheim zeigt sich am bunten Wechsel der Offiziere im Pfarrhaus. Am 20. Oktober erhielt der Pfarrer zum ersten Mal ein Billet von Bürgermeister Jakob Wieger:

„Herr Pfarrer Kamper hat den Lieutenant von Aschenberg : preußischen : samt einem Bedienten und einem Knecht und zwei Pferden in Einquartierung zu nehmen.“

Nach einer Woche wurde der Leutnant im Pfarrhaus abgelöst von einem Junker und einem Husaren, nachdem eine preußische Eskadron „Köhlerischer Husaren“ im Ort eingezogen war. Auch sie stellten ihre Pferde in den Stall des Pfarrhofs. Da der Junker „an der Krätze krank“ war, ließ er sich nicht nur morgens und abends, wie der Husar, im Pfarrhaus verköstigen, sondern ging auch des Mittags, wo er bei Herrn Rittmeister speisen sollte, nicht aus. Selbstverständlich gehörte „ein Schopfen Wein“ zu den Mahlzeiten. Der Wintervorrat für so viele beständige Kostgänger ging nicht nur beim Pfarrer zur Neige. Die Rheingauer, die die Fourage beizufahren hatten, spotteten über die Preußen, die – wie man bei einem toten Soldaten festgestellt haben wollte – zwei Mägen, aber kein Herz im Leibe hätten.

Nachdem der preußische Staat aus eigenem Interesse mit Frankreich verhandelt, die gegenrevolutionäre Koalition verlassen und in dem Sonderfrieden von Basel am 5. April 1795 den Franzosen den Verbleib in seinen linksrheinischen Landen zugestanden hatte, verließen die ungeliebten Truppen Geisenheim und den Rheingau. Das übrige Deutschland setzte unter Führung des Kaisers den Kampf fort.

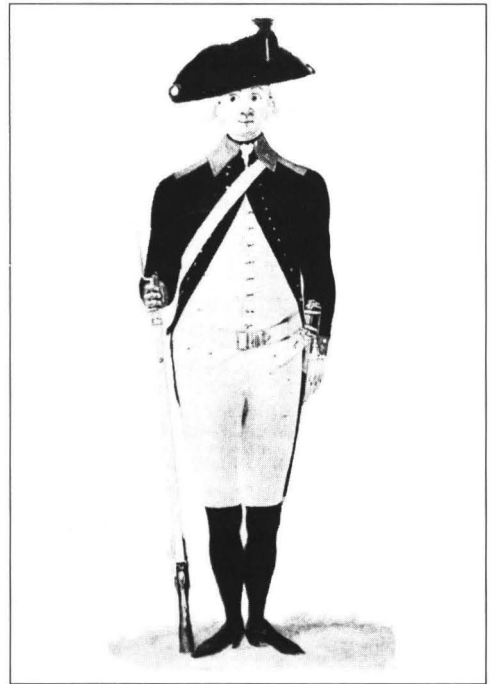


Abb. 3+4: Kurfürstlich Mainzischer Jäger. „Nach 8 Uhr sahe man zu Winkel bei den Durchziehenden (aus Richtung Geisenheim) ganze Laib Brod und rohe Stücke Fleisch auf den Bajonetten, Weiszeug etc. aus ihren vollgestopften Tornistern heraushangen.“ (Haas, a.a.O. S. 31)

Am 20. Februar, morgens um 7 Uhr, zogen die Köhlerischen Husaren ab, und – während noch die preußischen Fußgänger im Flecken waren –, rückten um die Mittagszeit schon die Kaiserlichen ein, von denen eine Kompanie vom Regiment Benyovski im Ort blieb und der Grenadierdivisions-Kommandant, Herr Hauptmann von Adams, beim Pfarrer einquartiert wurde, samt einem „ihm nicht verehelichten Frauenzimmer“, das er seine Wirtschafterin nannte. Der Hauptmann mit „Beischläferin“ im Pfarrhaus! Für sie hatten der Amtsvogt und Ortsvorstand, die dem Pfarrer nicht gerade wohlgesonnen waren, das größte und beste Zimmer im Pfarrhaus verlangt. „Diese Einquartierung war zum öffentlichen Ärgerniß der Gemeinde.“ Da Kartoffeln und Gemüse in Geisenheim nicht mehr zu kaufen waren, stand die Wirtschafterin „wehmütig“ am Herde. Der Pfarrer befahl schließlich seiner Magd, „den ganzen Rest von Sauerkraut und eingemachten Bohnen herauszugeben“, damit er nach einigen Tagen sagen könne, er habe nichts mehr.

Der Abschied von den Einquartierten nach 5 Tagen war dennoch „recht freundlich“, hatte man doch öfter zusammen gespeist.

Bewirtet wurde auch der Fähnrich vom kaiserlichen Regiment Klebeck, der am gleichen Tag einzog und wie alle kaiserlichen Offiziere vom Fähnrich aufwärts zwei Bediente hatte. Mit einem Halbmaß (ein Liter) Wein, Brot und Fleisch war man nicht zufrieden: „Der Herr Pfarrer wird meinen, es wäre mit uns wie mit ihm, der nur ein Buch in der Hand hält, wir müssen Essen haben.“ Für das Essen zu dreien ließ der Pfarrer die Magd holen: „Ein Pfnd. Butter, 3 1/2 Pfnd. Rindfleisch, 2 Mäßchen Mehl : weiß : zusammen 14 kr., 1 Pfnd. Reiß, weil Herr Fähndrich kränklich war und Mehlspeiß essen wollte. Niemand fragte den Tag durch, wieviel das alles gekostet habe.“ Dazu spendierte der Pfarrer den Kerls 1/2 Maß Wein für das Mittagessen. Am Abend wollte der Fähnrich nichts Gewärmtes vom Mittag haben, „das sey kein Gebrauch im Österreichischen. Er aß aber nachher die gewärmten Nudeln, aber gebacken,

ganz kahl auf.“ Bei dem Mangel an Proviant, der sich im März einige Male bei den Kaiserlichen zeigte, wurden nicht nur die Geisenheimer Bäcker und Händler, sondern auch die umliegenden Ortschaften, z. B. Lorchhausen, wie feindliche angegangen, um einige Malter Mehl zu erhalten. Die hiesigen Müller mußten sogar das Getreide der Kunden, das bei ihnen gelagert wurde, herausrücken. Aus Vorsorge tat der Pfarrer einige Schubladen voll zur Seite. Ob es unter diesen Umständen den Geisenheimern wohl viel Spaß gemacht hat, die „Türkische Musik“ des Klebeckischen Regiments zu hören?

Auch in der Folgezeit, in der das mittelhessische Gebiet umkämpft blieb, wechselten die Truppen der verbündeten deutschen Staaten, und Offiziere logierten im Pfarrhaus. So der Salzburger Feldgeistliche, Oberleutnant de la Tour, im März und ein Hessendarmstädtischer Hauptmann im Mai. Drei hessische Kompagnien ließen sich schließlich in Geisenheim nieder.

Nicht auf alle Soldaten traf der schlechte Ruf als „Diebsspurschen“ zu, droschen doch z. B. drei hessische Soldaten dem Fritz Vollmer 47 Garben Gerste, fingen am frühen Morgen an „und waren mit Putz um vier Uhr fertig“.

Schließlich zogen am 15. September die kaiserlichen Barcohusaren ein. Der Oberleutnant hatte laut Billet Unterkunft für sich und die drei Pferde bei dem Pfarrer; der Husar und der Bediente mit Frau und einem 6 Wochen alten Kind lagen Tag und Nacht auf dem Hof unter freiem Himmel, da die Quartierleute, denen sie zugewiesen waren, sie nicht aufnahmen. „Sie beehrten nicht das Geringste.“ Schon am 17. 9. ritten die Husaren weiter auf „Ellveld“, Niederwalluf und Schierstein, nachdem der Oberleutnant noch einmal beim Pfarrer zu Gast war.

IV

Im Herbst 1795 spitzte sich die Lage zu. Die Franzosen unternahmen einen Vorstoß über den Rhein. Binnen weniger Stunden vollzog sich am 21. September in Geisenheim der Wechsel zwischen deutscher und französischer Besatzung. Pfarrer Kamper hielt in seinen Notizen diese ereignisreichen und schicksalhaften Tage im einzelnen fest:

„Am Sonntag Abends machten die dahier liegenden 800 Hessen Anstalt zum Abmarsch. Alle Packwägen gingen fort, nachdem ein paar Tage vorher der Artillerietrain fort war. Sie mußten auf jeden Augenblick in der Nacht bereit seyn, welches große Unruhe im Flecken verursachte. Um 3 Uhr morgens am Montage gingen sie still einzeln aus ihren Quartieren. Auf des Husaren-Majors Befehl mußten sie noch am Ingelheimer Hof bis gegen Mittag beisammen warten. Dann gingen sie, und immer wurde von jener Seite auf sie kanonirt, wie auch auf die andern Kaiserlichen und hessischen Compagnien, die noch unten zurückgeblieben, aber nach Mittag 2 Uhr alle hier durchgezogen waren. Um 4 Uhr waren schon 6 Chasseurs und 3 Commissairs, Kirschner, Euler, Bitton, dahier am Rathauß, begehrten Schiffe und Schiffchen, um Mannschaft von Gaulsheim überzusetzen; nahmen im Hopperischen Hofe Besitz auf ein Kurzes, vermuthlich wegen dort aufbehaltenen 42 Stücken Wein; Kirschner ging auch auf Winkel und Johannisberg, dann, da es schon dunkel war, auf Lorch. Es kam aber keine Mannschaft abends herüber. Die Schiffleute wurden jenseits zurückbehalten. —“

Den Quartiermachern und Fouriers, die bei den Geisenheimer Krämern mit Assignaten einkauften, folgten 40 französische Dragoner. Ihr Aufzug erschien der Bevölkerung wunderlich. An den Capuchons hatten sie Roßschweife über die Schulter bis in den halben Rücken hängen. Sogleich erhielten mehrere Orte im Rheingau Einquartierung, und die Schultheißen des Amtes Rüdesheim mußten sich zusammen beraten, wie sie die Verpflegung für Mannschaft und Pferde bewerkstelligen konnten. Der vom Pfarrer genannte berühmte Kirschner, ein Schreinermeister aus Bingen, der schon 1792/93 als „Patriot“ aktiv war und sich selbst als „Agent de la République Francaise“ bezeichnete, requirierte für das französische Hauptquartier in Oberingelheim. Er tauchte nicht nur in Geisenheim auf, vor allem beschlagnahmte er in den benachbarten Klöstern und in Winkel den Wein, in Johannisberg „den besten firnen“ und „den besten neuen“. „Es wurden überhaupt 24 Stück geholt.“¹⁵

Nach dem Abzug der Franzosen in Richtung der belagerten Stadt Mainz, die von kaiserlichen und Reichstruppen als letztes linksrheinisches Bollwerk verteidigt wurde, folgten im Oktober andere französische Reiter, die zu 32 Mann mit einem Kapitän schon „auf Fourage“ im Trierischen waren. Der „maréchal au logis“, d. h. der

Diese Plünderung geschah am 13. Okt. 1795, 1 Feuerkugel, 1995
 sind französische Gelbbonnet (Hemden), einige Feuerkugeln,
 alle Gabeln, d. f. v. Es ging den ganzen Nachmittag
 in der Wohnung aus und ein, ~~ab~~ abend mit der
 Hilfe Haind meines Pöbel auf den Hof. Ganz Cont.
 Pöbel gab mir seine Kasse, die ich abnahm die ich
 lang bei der ersten Willeh mit dem Gypf von dem
 Willeh hingeführt mir die Kasse nicht annehmen, d. 13. d.
 Er gab mir seine Kasse und Kasse. ~~Er gab mir~~
 bekam ich die Kasse in 1/2 Tag. Die Willeh gab mir 3 und 4 Kasse
 gab er im nächsten Morgen Kasse, aber im Nachhinein
 abnahm er 7 Kasse auf Kasse, d. bei Haind.

Abb. 5: Pfarrer Kamper
 beschreibt die Plünderung durch
 französische Volontaires.
 Pfarrarchiv Geisenheim.

Wachtmeister, nahm beim Pfarrer Quartier. 40000 Gulden Brandschatzung wurden dem Amt Rüdesheim von den Franzosen auferlegt, davon hatte Geisenheim 4000 zu zahlen¹⁶⁾, und von den 1200 geforderten Werkzeugen für die Schanzarbeiten: Karst, Hacken und Schippen, lieferte der Ort 200.

Das schlimmste Ereignis stand jedoch noch bevor: Es war die Plünderung durch die mit dem französischen Heer verbundenen „Volontaires“. Der 13. Oktober 1795 wurde zu einem „der gräulichsten Täg“ im Leben des Pfarrers und vieler Geisenheimer.

Um acht Uhr kamen die „Volontaires“ wie eine Prozession vom Zoll herauf, manchmal einzeln, zu zweien und dreien, manchmal truppenweise zu zehn, zwölf und mehr. Während der Pfarrer zunächst einige Gruppen durch Austeilung von Brot und Wein noch vor dem Hof tor halten konnte, wurden andere Häuser, wie der Zoll, der Krämerladen von Nonella oder Dillmanns Häuschen gegenüber dem Pfarrhaus, schon mehrfach heimgesucht. Doch bald waren 60 bis 70 Marodeure auch in seinem Hof und Haus, schlugen die Türen zuerst zum Keller, sodann zu den Stuben und darin zu Schränken und Kommoden ein, raubten nicht nur Geld und alles Eßbare samt dem Federvieh im Hof, die großen „Dibben“ mit dem Butternvorrat, die „Bouteillen besonders guten Weines“, die Messer und Gabeln, sondern auch die Kleidung:

Überrocke, Schuhe und Gamaschen, Hosen und Hemden, die sie gleich mit den ihren vertauschten. Die Magd mußte gar ihren ‚Schörzen‘, den Hauben mit Bändern und den taftenen Halstüchern nachsehen. Sämtliches Weißzeug fand das Gefallen der Volontaires: Lein- und Tischtücher, Hand- und Schnupftücher, dutzendweise als kostbare Aussteuer sozusagen für ein ganzes Leben bevorratet. Selbst aus der Bibliothek des gelehrten Herrn nahmen sie einige Bücher und Landkarten mit.

Der Pfarrer hatte sich rechtzeitig in dem dünnen Klee auf dem Speicher so verstecken können, daß er bedeckt war und von keiner Seite von einem Bajonette erreicht werden konnte. Den durch das beständige laute Schreien der Magd zu Hilfe gekommenen französischen Husaren gelang es nur mühsam, die Haupttrotte ihrer marodierenden Landsleute zu vertreiben. Auch sie wollten nicht leer ausgehen, ließen sich die Bouteillen mit Wein füllen und nahmen von dem bedrängten Hausherrn, der inzwischen sein Versteck verlassen hatte, jeweils einen großen Taler entgegen. Die Nachdringenden, die mit dem Säbel noch das restliche Geld erpressen wollten, zogen dem Pfarrer vor der Blaubachbrücke auch noch die ihm verbliebenen Schuhe mitsamt den silbernen Schnallen an Schuhen und Hosen aus.

Ähnlich wie dem Pfarrer erging es den anderen Einwohnern. Die Gemeinde ließ bis 12 Uhr

an der Linde Brot und Wein austeilen, da gar kein Brot mehr zu bekommen war. Alsdann mußte auch die Munizipalität ihr Heil in der Flucht und im Verstecken suchen. Etliche Häuser hielten sich französische Reiter, die sie bezahlten, was aber von unterschiedlichem oder gar keinem Nutzen war. „Einige Weibsbilder sind genothzuechtig worden.“

Der gewalttätigen Plünderung unterlagen vom Zoll über die Steinheimer Gasse bis zum Westrich in Geisenheim 54 Häuser mit 64 Haushaltungen; mehrere Häuser kamen glimpflich davon. Nach der Kirche hatte man nicht verlangt. In seiner Objektivität stellte Pfarrer Kamper, der sich jeder Anklage und parteiischer Äußerungen enthielt, fest: „Ich habe noch zur Zeit nicht erfahren, daß sie etwas aus bloßer Bosheit oder aus bloßem Muthwillen verschlagen hätten, sondern nur, wo sie etwas suchten, und, ohne eröffnet zu sein, nicht erlangen konnten.“¹⁷⁾

In der „Akte betr. den durch die Franzosen im Amte Rüdesheim verursachten Schaden“¹⁸⁾ werden durch den Ortsvorstand von Geisenheim 94 Namen der Geschädigten aufgelistet mit der Angabe des Vermögensstandes vor der Plünderung und dem Geldanschlag des Schadens. 38 der verzeichneten Personen werden als „bedürftig“ klassifiziert, 18 als „arm“. Den weitaus größten Schaden hatte der Krämer Reymund Biegen zu beklagen, mit 800 Gulden war er doppelt so hoch wie der des Pfarrers.

Für die kommenden Nächte rüsteten sich die Bürger zur Gegenwehr. Sie wurden nach Abzug der Franzosen durch 10 kaiserliche Soldaten unterstützt und, da der Ring um Mainz, die Mainzer Linien, wohl nicht oder nicht mehr ganz geschlossen war, trafen schließlich in der 3. Nacht die „durch einen besonderen Boten abverlangten Rothmäntler aus Mainz (ein), auch Salzburger, zusammen vielleicht 50 Soldaten.“

Der Rüdesheimer Amtskeller Schmidt, der in diesen Tagen zur Beschaffung der Brandschatzungsgelder nach Frankfurt gereist war, konnte bei seiner Rückkehr den Geisenheimern den größeren Zusammenhang des Geschehens erklären, nämlich daß die Franzosen nach einer starken Schlacht an der Nied am Sonntag, dem 12. Oktober, in der Nacht die Retirade begonnen hatten.

Die Überfälle der Franzosen von Bingen aus, besonders auf den unteren Rheingau, Rüdesheim und Lorch, hatten damit jedoch kein Ende, ebensowenig das Kanonieren von beiden Seiten über den Rhein, dem in jenen Tagen die Rochuskapelle vollends zum Opfer fiel. Selbst die Befreiung von Mainz am 29. Oktober 1795 durch den österreichischen Generalfeldmarschall von Clerfayt, der den Ausbruch aus der Stadt und die Erstürmung des Gegenlagers befehligte, brachte keine Sicherheit in der Region. Wenige Monate später war der Rheingau zum 3. Mal von Franzosen besetzt, die verpflegt werden mußten. Pfarrer Kamper, der nach der Plünderung zunächst von Einquartierung verschont geblieben war, erhielt dann wieder jeweils einen einzelnen Franzosen, „allezeit auf dem Strohsack“. Das gute Unterbett hatten nämlich die Volontaires zerschlitzt.

V

Trotz des Krieges mußte das Leben in Geisenheim so weit wie möglich in den gewohnten Bahnen weitergehen.

Die Jahresrechnung der Gemeinde von 1795¹⁸⁾ und die Aufzeichnungen des Pfarrers vermitteln einen Eindruck von diesem Leben in Alt-Geisenheim:

Da erhielten die Nachtwächter und Taghüter von der Gemeinde ihre neuen Schuhe; der Viehhirt bekam seinen geringen Lohn; für Arbeiten am Marktbrunnen und dem Rathaus wurden Schmiedemeister Nicolai und Glasermeister Hißnauer entlohnt; die hiesigen Juden wurden bezahlt für die Stellung eines „Faselochsens“, die Feldmeister Gerhard und Leutz für die Einteilung des Rheinbaus in Loose, der Schiffer Dillmann wegen Ablieferung des kleinen Zehnten in Mainz. – Jakob Metz, der das „gemeine Markschiß“ besorgte, konnte seine Pachtgebühr entrichten. Der Verkauf des Grases im Rheinbau brachte der Gemeinde den größten Einnahmeposten, obwohl die Militärpferde die Bleiche abgeweidet hatten, für welche die Juden Hirsch und Ahron schon die Pacht bezahlt hatten, die ihnen dann erstattet wurde. Keine Einnahmen hatte die Gemeinde „wegen nicht in natura abgelieferten Spatzenköpf. Weilen in gegenwärtigen Kriegsläuffen keine Spat-

zenköpfe erhoben werden.“ Auch die 1795 eingegangenen Standgelder von der Kirchweih und dem Katharinenmarkt waren äußerst gering. An Sachausgaben schien man zu sparen: Da erhielt nur die Feuerspritze einen leinenen Überzug und die Schule einen neuen Ofen. Selbst die kleine Ausgabe für einen Anerkennungspreis, den sich ein besonders gutes Schulkind bei der öffentlichen Frühlings- oder Herbstprüfung erwerben konnte, sucht man in dieser Jahresrechnung vergebens. Oder ging die Fehlanzeige zu Lasten des Lehrers, der zu sehr mit Schreibearbeiten für die Geisenheimer Bürger beschäftigt war, um bei der allgemeinen Teuerung sein Gehalt aufzubessern?

Den Bürgern allerdings heizte man beim Steuerzahlen in doppeltem Wortsinn ein. Jakob Wieger vermerkte in der Rechnung von 1795:

„Ein Klafter Brennholz in hiesiges Rathaus, um bei Erhebung der Gemeinds-Gelder einheizen zu lassen: 5 fl.“ (Gulden).

Mancher Bürger mußte auch dieses Jahr mit der Zahlung seiner Schatzungs- und Wachtgelder im Rückstand bleiben.

Auch im Pfarrhof war trotz der beständigen Einquartierungen weiterhin ein großer Teil des Einkommens zu erwirtschaften und mußten die Dienstleistungen bezahlt werden: Da säte der Hofmann des Pfarrers Gerste auf dem Bachacker, mähte ein anderer Tagelöhner mit seiner Frau von morgens sechs bis abends sechs Uhr sechs Viertel deutschen Klee, da wurden für die drei Stück Großvieh im Stall Heu und Klee heimgefahren vom Maueracker, von der Kirchgrub und der Lach; da arbeiteten Wagner und Maurer im Stall und an der Mistkaute im Hof. Der Pfarrer ließ sich von „der Eschinn“, Frau Esch, 200 Bohnenstangen liefern und „rührte“, d. h. legte oder häufelte selbst die Bohnen in seinem Garten, damit ihm das Wintergemüse nicht ausgehe wie letztes Jahr. Im Thaleracker setzte er Rummeln und Gemüse. Der Winkler Schiffer besorgte eine Bouteille Baumöl (Olivenöl), und bei den Krämern Biegen und Dilorenzi im Ort konnte man Kaffee und Hutzucker kaufen. Bei Butzfeld und dem Zehnthof bestellte der Pfarrer im Herbst 15 Malter Kartoffeln, die es in diesem Jahr in Mengen gab, genauso wie das Kraut, von dem ihm Dilorenzi 100 „Häupter“ lieferte. Auch die Apfelernte war reichlich: Von dem

Borsdorfer Apfelbaum konnte er im September drei Waschkörbe voll mit je 800 Äpfeln ernten. Trauben aber gab es wenig, die Blüte war schlecht gewesen, und die unreifen wie sodann die reifen Trauben waren von den Soldaten abgerissen, weggeworfen oder verzehrt worden. Die Eintragung des Pfarrers bezüglich Lesedauer und Erntemenge traf die allgemeine Situation: „Montag, den 19. Oktober, Herbst. Ich las in zwei Tagen, da ich fertig war, 5 Ohm und 1/2“ (8801). Eine magere Ernte aus 5 1/2 Morgen Weingärten!²⁰⁾

Die harte Arbeit in den Weinbergen war von den Winzern fast umsonst getan. Sie waren jedoch abhängig von der Traubenernte; denn den Erlös aus den Weinen brauchte man, um sich auf den Kornmärkten das nötige Getreide zu kaufen.²¹⁾ Für das Malter Korn, das 1790 noch sechs bis sieben Gulden kostete, zahlte man jetzt, nach den Notizen des Pfarrers, 15 Gulden, die Gerste kostete mit 12 Gulden das Dreifache von 1790, und der Spelz zum Preis von 6 Gulden 50 Kreuzer hatte sich beinahe ebenso verteuert.²²⁾

So kann man annehmen, daß sich im kommenden Winter außer dem Kriegsvolk auch der Hunger in Geisenheim einquartierte und Mensch und Vieh für die grassierenden Krankheiten anfällig machte.

VI

Auch 1796 und 1797 gab es wechselnde Besetzungen und Plündereien, mußten Schanzarbeiten geleistet werden und forderten Viehseuchen, Flecken- und Faulfieber Opfer an Tieren und Menschen. Selbst in den Jahren nach dem Praelimirfrieden von Campo Formio im Oktober 1797, in dem Österreich wie zuvor Preußen auf die deutschen Gebiete des linken Rheinufer verzichtete, hatte Geisenheim lange französische Besetzung, bald 50 bis 60, bald 250 Mann, und mußten die Bürger entweder Einquartierung übernehmen oder einen pro Tag berechneten Geldbetrag beisteuern. So zahlte Pfarrer Kamper im Jahr 1798 zeitweise 20 Kreuzer pro Tag, was der Krämer Dilorenzi mit den Worten kommentierte: „Das tut nicht viel, es ist nur eine Meß.“ Wie sich aus einem Bündel Quittungen der Franzosen für abgegebene Naturalien²³⁾ – z. B. „fait à Geisenheim, 28. floréal, 5^{ème} républic“ – schließen läßt, soll

ten die Requisitionen der Besatzung wohl in der Regel in geordneten Bahnen verlaufen.

Ob in diesen harten Jahren der Okkupation die Ideen der Volkssouveränität und der Menschenrechte, für deren Verbreitung die Revolutionäre einst ausgezogen waren, Widerhall in den Herzen der Geisenheimer finden konnten?

Im Frieden von Lunéville, den der Kaiser für Österreich und das Reich im Februar 1801 mit Frankreich schloß, kam der Rheingau noch einmal für kurze Zeit unter kurmainzische Herrschaft, während seine Nachbarorte auf der linken Rheinseite, mit denen Geisenheim in alter Zeit immer

Kontakt hatte, Frankreich einverleibt blieben. Der Rhein war nun wirklich zur Grenze zwischen verschiedenen Welten geworden, der alten Staats- und Gesellschaftsordnung und einer neuen.

Am 16. November 1801 erstellte das kurfürstliche Amt Rüdesheim aus den „einverlangten Berichten der Ortsvorsteher“ aller 14 Gemeinden des kurfürstlichen Amtes Rüdesheim eine Tabelle über die Anzahl der einquartierten Mannschaft und ihrer Pferde während der Kriegsjahre; und zwar „nach der Dauer der Zeit für jeden Tag ein Mann und Pferd“ gerechnet. Die Truppen wurden nach ihrer Staatszugehörigkeit aufgelistet.²⁴⁾

	Zahl der Einquartierung an		Kriegskosten während der Anwesenheit		
	Mann	Pferde	Gulden	Kreuzer	
Preußen	57 105	16 101	26 445	26	
Reichstruppen	75 403	8 090	26 425	54	
Kaiserlichen	187 941	28 960	73 974	28	
Kurzmainzischen	7 772	560	2 647	4	
Franzosen	106 083	12 200	2 631	52	weitere Kosten
Summe	432 304	65 911	254 406	35	

Einquartierungen in Geisenheim sowie deren Kosten von 1792–1801
Auszug aus der tabellarischen Übersicht des Kurfürstlichen Amtes Rüdesheim

Die Gesamtsumme der Einquartierungen in Geisenheim betrug danach an Soldaten 432 304, an Pferden 65 911. Die Kriegskosten während der Anwesenheit der Truppen einschließlich der von den Quartierträgern bestrittenen Verpflegung beliefen sich auf 254 406 Gulden 35 Kreuzer. Der größte Teil dieser Summe, nämlich 208 826 Gulden, war durch Schatzungsansätze bezahlt worden, wobei in dem Betrag die von den Quartierträ-

gern bestrittenen Verpflegungskosten mit einbegriffen sind. Die Gemeinde selbst hatte zu dem angegebenen Zeitpunkt noch 43 564 Gulden Schulden.²⁵⁾

Auch der Friede von Lunéville bescherte der Bevölkerung kein Ende der Belastungen. Dem Rheingau standen für die kommenden Jahre große Veränderungen bevor.

Literatur

Die Geisenheim betreffenden Angaben und Schilderungen beruhen zum einen auf den vermischten Notizen des damaligen Pfarrers Wigandus Kamper (Pfarrer in Geisenheim von 1789 bis 1835), die er unter dem Titel „Geschichte der Pfarrei“ (Pfarrarchiv Geisenheim) gesammelt hat, zum anderen auf Archivalien des Staatsarchivs Wiesbaden. Auf letztere wird an den entsprechenden Textstellen verwiesen.

Die Einordnung des lokalen Geschehens in den regionalen Rahmen und den größeren historischen Zusammenhang basiert auf einschlägiger Literatur:

Petri/Droege (Herausgeber), Rheinische Geschichte, Bd. II, 1976.
Mann, Golo (Herausgeber), Propyläen Weltgeschichte, Bd. VIII, 1991.

Dumont, Dr. Franz, Bingen im Zeitalter der Französischen Revolution und Napoleons, in: Bingen, Geschichte einer Stadt am Mittelrhein, 1989.
Haas, Dr. Robert, Rheingauer Geschichts- und Weinchronik, 1854, Nachdruck 1971.

Richter, Paul, Der Rheingau, 1913.
Roth, F. W. E., Geschichte der Stadt Geisenheim im Rheingau, 1892.
Struck, Wolf-Heino, Geschichte der Stadt Geisenheim, 1972. Verschiedene Ortsgeschichten des Rheingaus.

Anmerkungen

¹ „Ordinationes Em[inentissimi]mi A[rchi]ep[iscop]i Electoris F. C. Josephi ab Erthal emanate – ab anno 1788“: Pfarrarchiv Geisenheim. Die Sammlung im Pfarrarchiv Geisenheim umfasst in Auszügen Verordnungen des Erzbischofs und Kurfürsten von Erthal sowie des Generalvikariats bzw. der Regierung in Mainz. Hier: Extractus Protocolli Archiepiscopalis generalis Vicariatūs moguntini, Mainz, 3. August 1793.

² Ebenda: 19. Dezember.

³ Haas, Dr. Robert, Rheingauer Geschichts- und Weinchronik, Wiesbaden 1854, Nachdruck 1971, S. 28.

⁴ Ordinationes a. a. O.: Copia Extractus Protocolli Concilii antici moguntini, 12. März 1794.

⁵ Vgl. Roth, F. W. E., Geschichte der Stadt Geisenheim im Rheingau, 1892, S. 103 ff.

⁶ Haas, a. a. O., S. 30. Ebd. S. 29 Angaben über Erfriierungen.

⁷ Das folgende Kapitel basiert auf den Jahresrechnungen der Gemeinde Geisenheim, Staatsarchiv Wiesbaden, 360 Gm/289 bis 305.

⁸ Ordinationes, a. a. O., 5. Juni 1794.

⁹ Pfarrarchiv Geisenheim

Die Armierungs- und Landesverteidigungskonferenz forderte am 4. August 1794 das erzbischöfliche Vikariat auf, alles dazu beizutragen, „was die Vermünzung des Kirchensilbers befördern könne“. Am 6. November 1794 gab Suffragan-Bischof Heimes den Pfarrern des Erzstiftes bekannt, daß die kurfürstliche Armierungskonferenz „auf der unverweilten Ablieferung des entbärlichen Kirchensilbers“ bestehe. Kloster Eberbach lieferte statt des Silbers bares Geld, ein der Armierungskonferenz nicht genehmes Tauschverfahren. Pfarrarchiv Geisenheim, vgl. Anmerkung 1).

¹⁰ Für die folgenden Ausführungen vgl. Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 101/Nr. 789.

Aus der Jahresrechnung der Gemeinde für 1792/93 (Staatsarchiv Wiesbaden 360 Gm/289) läßt sich ableiten, daß die Kriegskosten sowohl lokal als auch regional verteilt wurden. Folgende Ausgabenposten werden dort aufgeführt: „– dem Bäckermeister zu Winkel für abgegebenes Brot an die daselbst gelegenen französischen Truppen, – den Fuhrleuten, welche französische Fourage von Winkel nach Mainz fuhren, – dem Schwanenwirth Ge-

bürsch für abgegebene Kost und Fourage an französische Commission, – dem Adlerwirth Schlitz für abgegebene Kost, Trank und Fourage an preußische und hessische Truppen, – den hiesigen Schrödem ... wegen dem Rathausräumenlassen, um das Fourage für die französischen gardes Corps niederlegen zu lassen.“

¹¹ Einen Vergleich ermöglichen die in Kap. V angegebenen Preise für Naturalien im Jahr 1795 oder die Lehrbesoldung: Nach einer tabellarischen Übersicht über das Schulwesen im Amt Rüdesheim bezog der Geisenheimer Lehrer 1787 in Geld, Naturalien und Akzidentien zusammen 347 Gulden 20 Kreuzer. (Staatsarchiv Wiesbaden, 101/335, Bl. 1–16.)

¹² Vgl. „Questiones“, ein von der kirchlichen Behörde erstellter und von dem Pfarrer beantworteter Fragebogen aus dem Jahr 1791. Pfarrarchiv Geisenheim.

¹³ Vgl. Petri/Droege, Rheinische Geschichte, Bd. II, 1976, S. 322 ff.

¹⁴ Vgl. Struck, Wolf-Heino: Geschichte der Stadt Geisenheim, 1972, S. 178 f.

¹⁵ Haas, a. a. O., S. 30. Angaben über Kirschner in: Dumont, Dr. Franz, Bingen, Geschichte einer Stadt am Mittelrhein, 1989, S. 352 und S. 592 f.

¹⁶ Vgl. Roth, a. a. O., 104.

¹⁷ Fraglich ist, ob der französische General Hantos, der in Winkel der Plünderung Einhalt gebot, seine dort geäußerte Absicht, auch in Geisenheim nachzusehen, „daß die Leute keine Unfugen trieben“, (Haas, a. a. O. S. 32) realisiert hat. Pfarrer Kamper berichtet von einem solchen Einschreiten nichts, wohl aber, daß die Plünderung im Westrich bis zum Abend währte.

¹⁸ Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 101, Nr. 299.

¹⁹ Staatsarchiv Wiesbaden, 360 Gm/294.

²⁰ Zum Pfarrgut gehörten 5 1/2 Morgen Weingärten. Angabe in den „Questiones“. Vgl. Anmerkung 12.

²¹ Vgl. Struck a. a. O., S. 120.

²² Vergleichszahlen aus dem Jahr 1790 bei Haas, a. a. O., S. 20.

²³ Staatsarchiv Wiesbaden, 360 Gm/241–249.

²⁴ Staatsarchiv Wiesbaden, Abt. 101/789, Tabelle A.

²⁵ Ebenda Tabelle B.

Bildnachweis

Abbildungen 4 und 5: Ausstellung des Bundesarchivs und der Stadt Mainz, Mainz 1981, Katalog Bd. 3, Nr. 98 und 99.

Abb. 4: Stadtarchiv Mainz BPS 2777.

Abb. 5: Joh. Jakob Ihlee, Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken, 1793.

Fotos: Prof. Dr. Paul Claus.

Das Hildegardisbrünnchen auf dem Rupertsberg und in Eibingen

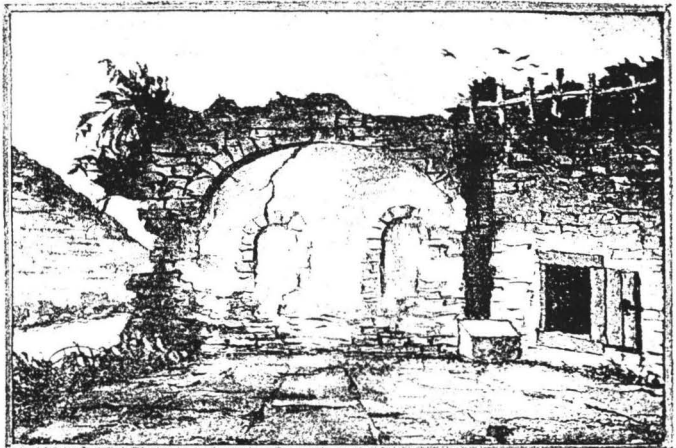
Rupertsberg

Vor Jahrzehnten ist der Beitrag „Die Quelle der hl. Hildegard“ erschienen¹, dessen Verfasser, der Kunstmaler Hanny Franke, auf ein Erinnerungsblatt von K. Kartenbender hinweist, das neben einer Stadtansicht von Bingen auch vierzehn Abbildungen der Umgegend bringt, darunter das Hildegardisbrünnchen auf dem Rupertsberg. Das hier wiedergegebene Aquarell (Abb. 1) zeigt den mit Steinplatten ausgelegten Teil eines Hofes, der von Süden und Westen durch Mauerwerk begrenzt wird². In der südlichen Wand befindet sich eine große Rundbogennische, die zwei offenbar zugemauerte Fenster, ebenfalls rundbogenförmig, überwölbt. Die bergseitige Mauer hat in der unteren Hälfte eine umrandete rechteckige durch ein Holztürchen verschließbare Öffnung, hinter der sich das Felswasser in einem Bassin sammelte. Das Ganze, eingebaut in die Böschung zur Nahe hin, war oben durch ein niedriges Geländer gesichert³.

Pfarrer Ludwig Schneider (1806–1864), noch mit der mündlichen Tradition vertraut, weiß folgendes mitzuteilen: „Es ist eine uralte Rupertinische Überlieferung, daß der in einen (mit Quadersteinen ummauerten) Brunnen gefaßte Quell, der jetzt noch Hildegardisquell heißt, von der h[eiligen] Hildegardis seinen Ursprung habe...“⁴. Die konkrete Angabe „mit Quadersteinen“ bestärkt die Ver-

mutung, daß der Eibinger Geistliche die Ruine Rupertsberg wie auch das Brünnchen aus eigener Anschauung kannte. Über den Zugang informiert Inge Herter: „Vom südlichen Seitenturm der Umfassungsmauer stieg man herunter zum Hildegardisbrünnchen...“⁵. Die „Lageskizze des Rupertsberges 1819“ erfaßt an der Nordseite eine kleine rechteckige Fläche; diese konnte über eine Treppe erreicht werden⁶. Der am 5. August 1857 aufgenommene und gezeichnete „Situationsplan“ des Anwesens von Franz Herter bestätigt, daß es sich hierbei um den besagten Brunnen handelt⁷.

Hoffmann von Fallersleben wohnte von Ende November 1849 bis Ende April 1851 in Bingerbrück im Euler'schen Haus an der Drususbrücke. Mit seiner Frau Ida und deren Schwester Alwine – beide kamen am 22. Dezember 1849 nach Bingerbrück – ging er regelmäßig zum Rupertsberg: „Wir lebten wie die Hinterwäldler: wir holten uns die Milch vom Rupertsberge, trugen uns die Koh-



Hildegardisbrünnchen erste Hälfte d. 19. Jahrh.

Abb. 1: Rupertsberg

len zu, ich hackte täglich Holz, und seit das Wasser auf dem Hofe schlecht geworden war und da das wilde Wasser im Postgarten sich nicht zum Trinken eignete, so spazierten wir täglich zur Quelle der Hildegard und schöpften uns dort zwei Krüge voll. Das Wasser war so klar, daß Fremde, die es schöpfen wollten, gewöhnlich zu tief mit dem Glase hinunter fuhren und sich dann den ganzen Arm benetzten“⁸.

Einige Jahre später, um 1858, mußte für die Verlegung der Schienen (Eisenbahnstrecke Bingerbrück-Kreuznach) das Terrain verbreitert werden. Somit bestand keine Aussicht, den Brunnen zu erhalten. Der Eingriff in den felsigen Abhang hatte erhebliche Veränderungen zur Folge: „In dem neuen Gelände ist das alte nicht mehr zu erkennen, denn die Gleisführung schnitt fast ein Drittel des Kirchenbaues, den ganzen Ostbau ab“⁹.

Von Anfang an beschränkte sich für Kloster Rupertsberg die Möglichkeit der Wasserentnahme sicherlich nicht auf den Hildegardisbrunnen. Aus einem Schreiben, das Hildegards Sekretär, Wibert von Gembloux, zwischen Juli und November 1177 an seinen Freund Bovo richtete, geht hervor, daß Kloster Rupertsberg „geräumige, würdige, für das Ordensleben geeignete Gebäude aufweist, die in allen Werkstätten mit Wasserleitung versehen sind“¹⁰.

Zur vermeintlichen Entstehung der Quelle kennt die Sage unterschiedliche Fassungen. Der einen zufolge habe Hildegard den Quell mit ihren eigenen Händen gegraben¹¹, wohingegen die andere Version besagt, sie habe „ihn auf wunderbare Weise mit ihrem Stabe... aus dem Felsen erweckt“¹².

Johannes May erwähnt in seiner Hildegardbiographie das Brunnchen, wobei er aber die nach dem Bau der Nahebahn zurückverlegte kleine Wasserstelle meint (Abb. 2), die heutzutage nicht mehr erreichbar ist¹³. Hanny Franke erfuhr von einem alten Binger, namens Doggendorf, „daß er als kleiner Junge das Trinkwasser auf der anderen Naheseite vom Hildegardisbrunnchen holen mußte, wenn der Binger Marktbrunnen zugefroren war und wenn dieser im Hochsommer infolge großer Dürre kein Wasser führte. Daneben waren tagsüber Kinder an dem Brunnen, die das wert-



Abb. 2: Rupertsberg, Hildegardisbrunnchen. Federzeichnung von Hanny Franke, 1929.

volle Felsbrunnenwasser für ihre kranken Angehörigen in Steinkrügen holten“¹⁴. In den letzten Monaten des Zweiten Weltkrieges versorgte dieses Hildegardisbrunnchen die Überlebenden der fast gänzlich zerstörten Stadt Bingerbrück mit Trinkwasser.

Über dem Brunnchen ist ein medaillonförmiger Stein eingemauert, dessen verwitterte Inschrift Hanny Franke als „Anna Lerchin Abbatissa“ entzifferte¹⁵. Anna Lerch von Dirmstein, letzte Äbtissin von Kloster Rupertsberg, welches am 19. April 1632 niederbrannte, siedelte auf Umwegen mit ihrem Konvent zum Kloster Eibingen über, wurde in ihrem Amt aber bald abgelöst von Ursula Magdalena von Sickingen.

Eibingen

In geringer Entfernung von der Pfarrkirche verläuft die Straße „Im Klosterkiesel“, von der die Sackgasse „Am Hildegardisquell“ abzweigt. Diese führt größtenteils an der Klausurmauer des ehemaligen Klosters, Hildegards Zweitgründung, entlang, ermöglicht jedoch keinen Zugang zum

Hildegardisbrünnchen, wie vermutet werden könnte. (Siehe Artikel E. Kümmerle, S. 24+25.) Kloster Eibingen bestand zeitweise aus vier Gebäudeflügeln, die den Garten umschlossen¹⁶. An der Stelle, wo Ost- und Südflügel gartenseitig einen Winkel bildeten, befand sich schon vor Jahrhunderten das Hildegardisbrünnchen. Pfarrer Schneider berichtet in seiner handschriftlich hinterlassenen Dokumentation: „Der jetzige hiesige¹⁷ Hildegardisquell, der nach einer schwachbezeugten und sehr schüchternen Tradition auch von [s]ankt] Hildegard seinen Ursprung ableiten will, wird aber aus dem nahen Gebirg durch eine gewöhnliche unterirdische Röhre in den Klostergarten herabgeleitet, wenn nicht ein zweiter im jetzigen Klosterhof befindlicher gemeint ist, (der aber auch einen andern Ursprung hat) oder gar ein nicht mehr vorhandener es seyn soll, was nicht wahrscheinlich ist. Ich zweifle nicht, daß der Rupertiner Convent bey der Uebersiedlung nach Eibingen seine Tradition und den Stab mit herübergebracht hat und daß später dieselbe auf das hiesige Brünnchen übertragen wurde, um für die jenseits der Nahe verlassene Wunderquelle einen Ersatz zu haben“¹⁸. Es ist anzunehmen, daß die Rupertsberger Nonnen in Eibingen eine Brunnenanlage vorfanden.

Auf einem kolorierten Grundriß findet sich der Name des Rüdesheimer Maurermeisters Jacob Schlotter. Er errichtete 1751 den Südflügel (Abb. 3). Der Brunnen war, wie aus dem Plan ersichtlich, vom Kreuzgang wie auch vom Garten aus zu erreichen. Zwei Wasserzuläufe sind zu erkennen. Der eine in der Brunnenstube, der andere in einem als „Grich“ (?) bezeichneten Raum.

Durch systematische Befragung von Zeitgenossen vermochte Pfarrer Schneider viel über die Klostersgeschichte in Erfahrung zu bringen. So erzählte ihm die Nichte des Klosterpropstes: „Bey meinem Besuche im Kloster zu Eibingen habe ich auch gesehen, wie viele Leute aus der Pfalz, von der Wallfahrt zu Nothgottes heimkehrend, gekommen sind und sich von einer Nonne das Haupt

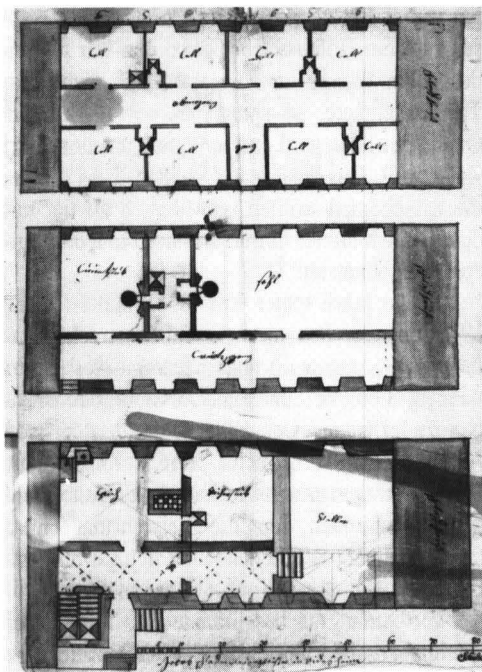


Abb. 3: Grundriß vom Südflügel des alten Klosters Eibingen.

haben kämmen lassen. Auf mein Befragen, warum dieses geschehe, antwortete mir die Nonne, daß dadurch die Kopfschmerzen gelindert werden und aufhören sollten“¹⁹. Eine andere Person berichtete ebenfalls von einem Kamm²⁰. „...aber auf Hildegardistag und am Feste Mariä Geburt wurde er von vielen Leuten begehrt, um sich damit zu kämmen, vor Kopfweh sich zu schützen. Von da [wohl vom Kapitelsaal] gingen die Leute an den Brunnen im Garten“²¹. Weshalb, wird nicht gesagt. Noch heute ist die ziemlich geräumige „Brunnenstube“ (12 x 6 Schritte) vorhanden, zu der eine aus fünf Stufen bestehende Treppe hinabführt (Abb. 4). Es sind Spuren baulicher Veränderungen oder Reparaturen erkennbar. Früher lief unablässig Wasser aus einer Röhre. Das Plätschern verstummte irgendwann im Sommer 1979. Das monotone Geräusch wurde als störend empfunden und das Wasser in die Kanalisation geleitet²².



Abb. 4: Der heutige Zustand des Hildegardisbrunnchens in Eibingen.

Anmerkungen

¹ Rheinische Heimat. Beilage der Mittelrheinischen Volkszeitung. 4. 1929. Nr. 12.

² Zu Abb. 1: Heilige Hildegard von Bingen. Ausstellung (9.12.1978–1979) aus dem Nachlaß des Malers Hanny Franke (1890–1973). Bingen: Stadtbibliothek. (Verb.) Katalog Nr. II: Hildegardisbrunnchen, Aquarell. 19. Jh.

³ Vgl. Rheinische Heimat, a.a.O.

⁴ Ms. von Ludwig Schneider, Pfarrarchiv (Der Rupertsberg–Eibinger Reliquienschatz). § 635.

⁵ Inge Herter: Der Rupertsberg im Wandel der Jahrhunderte. (Bingen–Bingerbrück: Selbstverlag Franz-Josef Würth.) Mainz: Druckhaus Schmidt & Bödige 1976 (S. 16.) – (S. 49–54.) Legende, Geschichte und „Krieg“ um den Hildegardisbrunnen. (S. 51.) Der Hildegardisbrunnen heute. Foto: Kleinz, Bingen.

⁶ Herter, a.a.O. (S. 38.) Abb. der Lageskizze.

⁷ Herter, a.a.O. (S. 49.) Situationsplan im Besitz des Verf.

⁸ Hoffmann von Fallersleben: Mein Leben. Aufzeichnungen und Erinnerungen. 5. Band. Hannover: Rümpler 1868, S. 106.

⁹ Festschr. zur St. Hildegardis-Jubelfeier. Hrsg. von Johannes Kohl. Bingen am Rhein: Pennrich Nachf. (1929), S. 43..

¹⁰ hl. Hildegard. Briefwechsel mit Wibert von Gembloux, hrsg. und übers. von Walburga Storch. Augsburg: Pattloch 1993, S. 99.

¹¹ Vgl. u.a.J. Como: Legenden. In: Festschr. zur hl. Hildegardis-Jubelfeier, a.a.O., S. 47: Vom Hildegardisbrünlein auf dem Rupertsberg. – Auch unter dem Titel „Legende vom Hildegardisbrunnchen“. J. Como: Alt-Bingen. Teil 1. Mainz: O. Schneider 1924, S. 6. 1924, S. 6.

¹² Ludwig Schneider, a.a.O., § 635.

¹³ Johannes May: Die heilige Hildegard von Bingen. Kempten und München: Kösel 1911, S. 143, 503.

¹⁴ Hanny Franke: Rupertsberg Erinnerungen. Maschinenschr. Ms., 2 S. o.J. Im Besitz des Verf.

¹⁵ H. Franke: Was ist von Kloster Rupertsberg übriggeblieben? Ein Inventarisierungsversuch. In: Kath. Kirchenkalender für die Pfarreien Bingen und Bingen-Büdesheim. 19. 1935, S. 12–13. Siehe S. 12.

¹⁶ Mit seiner Federzeichnung versucht Propst Joseph Otto (1763–1788) das Aussehen des Klosters Eibingen wiederzugeben. Abbildung in: Festschr. Hildegard von Bingen 1179–1979. Hrsg. von Anton Ph. Brück. Mainz: Selbstverlag der Gesellschaft für Mittelrheinische Kirchengeschichte 1979, S. 91. – Danach Zeichnung von Hanns Pfeifer (1979) in zu groß wirkender Darstellung. Vgl. Rosel Termolen: Hildegard von Bingen Biographie. Augsburg: Pattloch 1990, vor S. 77.

¹⁷ Das Wort „hiesige“ ist unterstrichen.

¹⁸ Ludwig Schneider, a.a.O., § 635. – Über zutage getretenes Wasser siehe Adelheid Simon: Aus der Baugeschichte des ehemaligen Eibinger Klosters. In: Jahrbuch für das Bistum Mainz. 1947. Bd. 2. Teil 1, S. 156. – Rätselhaft ist ein aus Bruchsteinen gemauerter Bogen im unteren Teil der Stützmauer gegenüber der Nordostecke der Pfarrkirche. Sollte er etwa Teil eines zugeschütteten Gewölbes sein, in dem sich einst Wasser sammelte? Die vor Jahren befragten ältesten Einwohner von Eibingen konnten hierzu keine Auskunft geben.

¹⁹ Ludwig Schneider, a.a.O., § 632.

²⁰ Beschreibung des Kammes weicht von der anderer Zeitzeugen ab.

²¹ Ludwig Schneider, a.a.O., § 632.

²² Freundl. Hinweis von Herrn Fritz Wagener, Eibingen.

Dank an Herrn Dr. E. Kümmerle für seine Bemühungen um den Eibinger Hildegardisquell.

Bildnachweis

Abb. 1: Slg. H. Franke, Stadtarchiv/Museum Eschborn. Der Verf. dankt Herrn G. Raiss, Stadtarchivar, für Bildvorlage und Auskünfte. Abb. 2: Binger Geschichtsblätter. 15. Folge, 1990, S. 16. Abb. 3: Hessisches Hauptstaatsarchiv, Wiesbaden. Abt. 23, Nr. 58. Abb. 4: Foto: W. Lauter.

Vom Ursprung des „Hildegardisquells“ im alten Kloster Eibingen

Das kleine Neubaugebiet westlich des alten Hildegardisklosters in Eibingen (Abb. 1, F) wird von den Straßen „Klosterkiesel“ und „Am Hildegardisquell“ erschlossen. Letztere führt ein Stück weit an der Außenmauer des Klostergeländes entlang.

Der Name „Am Hildegardisquell“ geht wohl, wie das bei Straßen in Neubaugebieten nicht ungewöhnlich ist, auf eine Flurbezeichnung zurück. Diese wiederum mag auf einer verschwundenen Quelle oder einer Wasserstelle beruhen.

Auf Karten und in Luftbildern ist derartiges freilich nicht mehr zu erkennen¹. Lediglich auf Blatt Rüdesheim der Preußischen Gradabteilungskarte von 1876 ist im Westen, außerhalb der Klosterummauerung, eine kurze Linie eingezeichnet, die man als kleinen Wasserlauf deuten könnte. Bis etwa 1960 gab es in der Weinbergsflur nordwestlich des Klosters mehrere „Urgräben“ zur Ableitung des Wassers, das am Hang „In der Lay“ austrat. Später wurden hier mehrfach Dränagen verlegt, die das Wasser im Untergrund abführen.

Der Austritt von Grundwasser im Klosterbereich

Im Areal des ehemaligen Klosters ist fließendes Grundwasser an zwei Stellen zugänglich.

1. Ein Kanalschacht etwa in der Mitte des ehemaligen Kloster-Innenhofes (Abb. 1, A) wird von Grundwasser durchflossen, das in einem Rohr aus nordwestlicher Richtung her anströmt. Es wird in rund 2,5 m Tiefe nach Süden, in Richtung der kleinen Grünanlage Ecke Eibinger Straße/Kieseler Weg in die Kanalisation weitergeführt².

Die Schachttiefe von 2,5 m entspricht etwa der Auffüllungshöhe des „Klostergartens“ aus neuerer Zeit. Nach W. LAUTER (Beitrag in diesem Heft) wurde Wasser aus nördlicher Richtung

in eine noch heute vorhandene Brunnenstube in der Südostecke des Klostergartens geleitet.

2. Grundwasser tritt ferner aus der Westwand des Weinkellers unter dem nach 1932 restaurierten Ostflügel des Klosters aus. Es fließt dann innerhalb des Kellers in eine Ablaufrinne und in einen Sammelschacht, einen Pumpensumpf, von dem aus es mittels einer elektrischen Pumpe in einen monumentalen Brunnen gefördert wird. Dieser ist der nördlichen Innenwand des Weinkellers vorgesetzt und besteht aus Westerwälder Basalt. Heinz Burdich, im Auftrag des Bistums Limburg in Eibingen langjährig engagiert, ließ den Brunnen 1986/87 aufstellen³:

Wasser in dem besagten Keller ist aber schon viel früher bekannt gewesen, denn am 28. Mai 1737 schreibt Klosterpropst Spring zu Eibingen in seinem Protokollbuch: „Währendem bau ist mitten im keller, doch etwas näher zur kirch zu, ein schönes, in hölzerne röhren gefaßtes wasser gefunden worden, dessen ursprung und haubtfassung zur zeith ohnbekanth, man hatt es ad interim in einem geschrengten bogen eingemauerten sarg laufen undt von dar in die obermelte thor nach kelterhaus tuhn verleiten lassen, bis man zu seiner zeith selbigen besser nachsehen undt solches zu des closters besten vernutzen kan“⁴.

Um Hinweise auf den Ursprung des Wassers zu erhalten, wurden Wasserproben aus beiden genannten Abflüssen entnommen und analysiert⁵.

Gemeinsam sind beiden Proben die relativ hohe Temperatur von 12,6 bzw. 13,7° C, die hohe Gesamthärte von 23,2 bzw. 23,4° dH und der hohe Nitrat- (68 bzw. 70 mg/l) und Sulfatgehalt (142 bzw. 153 mg/l).

Gemäß Blatt Bingen-Rüdesheim der Geologischen Karte von Hessen⁶ besteht der Untergrund im Klostergelände und im Umfeld desselben aus

Gesteinen des Oberen Taunusquarzites mit Tonschiefer einschaltungen und, darüberliegend, dem Verwitterungsschutt dieser Gesteine mit kiesig-sandig-lehmiger Beimischung und verbreitet kalkhaltigem Löß. Die Tonschiefer sind vielfach zu Ton verwittert und wirken, im Gegensatz zu dem wasserwegarmen Schutt, stark grundwasserstauend⁷.

Die Gesamthärte (davon 12 bzw. 10,2° dH Karbonathärte) der beiden Wasserproben rührt vermutlich daher, daß der Kalk durch das von Haus aus kalkfreie Taunusquarzitwasser aus dem Löß ausgewaschen wird. Nitrat und Sulfat sind aber nur mit dem Einfluß des Weinbaus im Einzugsgebiet des Grundwassers zu erklären.

Schwer deutbar ist der sehr unterschiedliche pH-Wert der beiden Wässer. Während die Wasserprobe im Schacht (Abb. 1, A) pH 6,9 zeigt, hat die

Probe aus dem Keller (Abb. 1, C) einen pH-Wert von 8,1 bis 8,6 (bei 25° C).

Der nach längerer Unterbrechung jedesmal am Anfang des Pumpens feststellbare Geruch des Wassers aus dem Brunnen nach Schwefelwasserstoff rührt vermutlich von der Reduktion der Sulfate auf dem Weg von der Kellerwand über den Sammelschacht zum Brunnenausfluß her.

Ergebnis

Härtegrade, Nitrat und Sulfat, letztere aus dem Weinbau, bescheinigen dem Grundwasser im Klosterbereich eine von der Erdoberfläche her stark beeinflusste Beschaffenheit. Es handelt sich demnach nicht um aus großer Tiefe empordringende Quellen, sondern um vorwiegend aus Hangschutt gespeistes oberflächennahes Grundwasser, das wohl einst auch das ehemalige Hildegardiskloster mit fließendem Wasser versorgte.



Abb. 1: Westteil von Rudesheim-Eibingen mit dem ehemaligen Hildegardiskloster.

- A Kanalschacht mit Grundwasserzu- und -abfluß
- B Wasseraustrittsstelle in der Kellerwand
- C Brunnen im Weinkeller
- D Wahrscheinlicher Grundriß des West- und Südflügels im 17. Jahrhundert bis 1814 (nach der Zeichnung von Pater JOSEPH OTTO, s. Beitrag W. LAUTER in diesem Heft)
- E Urgräben und Wasserrisse vor 1960
- F Neuere Bebauung

Anmerkungen

¹ Der Verf. dankt Herrn Dr. H.-U. ECKERT, Wiesbaden, für Auswahl und Bereitstellung von Luftbildern der Jahre 1953–1990.

² Herrn H. ANTHES ermöglichte bei Rundgängen Einblicke in die „Unterwelt“ des ehemaligen Klosters.

³ Herrn H. BURDICH, Limburg, wird für telefonische Auskunft gedankt.

⁴ Der Verf. verdankt Herrn Dr. W. LAUTER die Kenntnis dieser Protokollnotiz.

⁵ Die Entnahme erfolgte am 10. II. 1995. Die Analysen führte dankenswerterweise Frau JULIA SCHEID aus. Details sind unter der Labor-Nr. H 10955 im Hessischen Landesamt für Bodenforschung in Wiesbaden gespeichert.

⁶ WAGNER, W. & MICHELS, F. (1930)

⁷ In einem Gutachten zum Bau eines Aussiedlergehöftes am Häuserweg in Eibingen in unmittelbarer Klostersnähe wurde dem Bauherrn die Anlage eines Ringdräns um das Gebäude herum empfohlen, weil mit Hangwasser zu rechnen sei. Im Gebiet Kieselers Weg sind private Hausbrunnen nichts seltenes.

Die Töpferei in Aulhausen

Teil III

Das Brömsersche (Aulhauser) Lehen und das Ende der Aulhauser Töpferei

1. Das Brömsersche (Aulhauser)Lehen

1.1 Inhalt und Inhaber des Lehens

Die älteste bis jetzt aufgefundene Lehnurkunde, die belegt, daß die Aulhauser Töpfer regelmäßige Abgaben an die Brömser von Rüdesheim zu entrichten hatten, stammt von 1464.¹ Eine im Stadtarchiv Frankfurt befindliche Mainzer Urkunde spricht dem Johann Brömser folgendes Recht zu: „Wer es auch, daß Ulner zu Ulnhusen wohnen, als vor zyten gewonet haben, die dupfen und kruge mechten, die sollen ime von iglichem rade eyn marck geben und mir auch kruge und duppen genug alle hochgetziit geben in myn husß.“

Diese Sonderabgabe der Aulhauser Töpfer war der Preis für die unentgeltliche Holznutzung des Kammerforstes über den häuslichen Bedarf hinaus² und war „seit alters“³ den Brömsern von Rüdesheim als Lehen übertragen worden. Nach dem Aussterben der Brömser 1668 ging das Lehen über die Greiffenclau zu Vollrats (pfandweis überlassen)⁴ auf die Familie v. Metternich über. (S. Teil II, 5.1)

Im Jahre 1671 erscheint in einer Akte⁴ die Notiz, daß der Landschreiber im Rheingau die 5 Gulden, die jährlich vom Brömserschen Lehen eingingen, erheben und verrechnen solle. Aller Wahrscheinlichkeit nach gab es damals also 5 Häfner in Aulhausen (je Rad 1 Gulden!). Wann genau die Familie Metternich das Lehen erhalten hat, ist ungewiß, wie auch die Nachforschungen der Mainzer Verwaltungskammer von 1787⁴ belegen.

Aus einer Aufstellung sämtlicher Metternichscher Lehen⁵ geht allerdings hervor, daß der Übergang bis 1681 erfolgt sein muß.

1.2 Der Streit der Häfner mit dem Lehensherrschaften 1718 ff.

Der Übergang des Lehens auf die Familie des Grafen v. Metternich ist auch aus dem nun darzustellenden Streit um die Höhe des Scheibengeldes und die Qualität der Topflieferungen aus dem Jahr 1718⁶ zu erkennen. Hierbei wird nämlich u. a. auf das schon lange Jahre bestehende Lehnverhältnis hingewiesen.

Der Amtmann des Grafen v. Metternich, Gutmann, schreibt an den Landschreiber im Rheingau namens seines Herrn, daß die Aulhauser Häfner ja kraft Lehnbriefs die Bezahlung für das Erbkämmereramt seines Herrn zu leisten hätten. Die Bezahlung betrage jährlich „von jeder fiehrenden Scheibe“ einen Gulden und „4 Quartal Düppen oder Düppen allerhand Gattung genug“. Nun hätten die Häfner – so beschwert sich der Amtmann – in diesem Jahr wieder – wie auch schon früher – „solches absurdes Geschirr geliefert, welches zum Teil nicht ausgebacken, teils und durchaus die gewöhnliche Größe und Proportion nicht gehabt, teils auch nicht all ihr Geschirr“ geliefert. So hätten sie seinen Herrn zwingen wollen, Geld, das sie eigentlich erstatten sollten, für die Besorgung des Geschirrs auszugeben.

Schon vor Jahren habe sich der Herr Graf von Metternich über der Häfner „liderliches Geschirr“ beschwert, weil er großen Schaden durch

diese unausgebackene Ware gehabt habe. Diese Dippen seien nämlich zersprungen, das darin Enthaltene sei in das Feuer und die Asche gefallen. Aus diesem Grund habe er das diesjährige Geschirr nicht angenommen, sondern verlangt, sie sollten besseres Geschirr – wie es Brauch sei – liefern.

Der Häfner Johann Wolf Rupert habe daraufhin, weil er sein Geschirr wieder nach Hause tragen sollte, in des Grafen Haus zu Rüdesheim folgendermaßen gräßlich zu fluchen begonnen: Es sollten Donner, Hagel und Teufel in Haus und Hof hineinschlagen. Dafür und für viele weitere böse Wörter verlange der Herr Graf nun nicht nur gebührende Satisfaktion, sondern auch „daß solcher Frevler der Gebühr nach zur herrschaftlichen Straf angezogen würde...“

Aus all diesen Gründen bittet der gräfliche Amtsschreiber Gutmann abschließend den Rheingauer Landschreiber, er möge die Aulhauser Häfner anweisen:

1. Daß sie schnellstens ihr schuldiges Scheibengeld und Geschirr wie üblich, in gebührender Größe und Proportion ablieferten.
2. Sie hätten sich bei Lieferung „aller unnützig und leichtfertigen Reden“ zu enthalten.
3. Der Johann Wolf Rupert müsse wegen obigen Ausfalls Satisfaktion leisten und angemessen herrschaftlich bestraft werden.

In einer Stellungnahme der Aulhauser Häfner an den Landschreiber – zu einem offenbar noch weiter spezifizierten Vorwurf des Amtmanns Gutmann – heißt es, daß der Herr Amtmann des Grafen bezüglich der pro Töpferscheibe jährlich abzuliefernden einen Mark oder des einen Guldens so rechne, als ob jeder Häfner 2, 3 oder 4 Räder oder Scheiben zu seiner Arbeit brauche und eine entsprechende hohe Guldenzahl zahlen müsse. Auch werfe er den Häfnern vor, sie suchten geradezu das untaugliche und verbrannte Geschirr zur Lieferung des Jahresgeschirrs an den Grafen aus. Zu diesen „irrigen Vorwürfen“ nehmen nun die Häfner wie folgt Stellung:

1. Es stimme, daß – gemäß Lehnbrief – pro Jahr und Rad eine Mark bzw. ein Gulden zu entrichten sei. Auch sei ein jeder Häfner schuldig, im Quartal 16 Stück irdenes Geschirr „vom kleinsten bis zum größten“ in

des Herrn Vasallen v. Metternich Haushaltung nach Rüdesheim zu liefern. Diese Abgaben hätten auch schon ihre Vorfahren „von undenklichen Zeiten her“ geleistet, seit 40 und mehr Jahren auch an den Vater des jetzigen Klägers, davor entsprechend an die Freiherren v. Brömser. Früher sei man immer mit der Lieferung zufrieden gewesen und es habe nicht eine einzige Klage gegeben. Selbstverständlich sei auch früher hin und wieder ein brüchiges und untaugliches Stück Geschirr aufgetaucht. Das habe man dann entsprechend ersetzt.

2. Es sei aber doch „klar und bekannt“, daß jeder Häfner des Ortes zur ständigen Arbeit nicht mehr als ein Rad nutze. Wenn der Häfner nämlich an der Scheibe arbeite, „müssen zwei andere es zurichten und also keiner und weniger 3 bis 4 Räder oder Scheiben aufzurichten vonnöten“ hat. Anders sei es, wenn einer einen Sohn oder Lehrlingen zum Handwerk anlernen wolle. Da könne es sein, daß er deshalb ein weiteres Rad aufrichte. Eine solche Scheibe sei aber „unbeständig“ und nicht abgabepflichtig, weil sie ja kaum gebraucht werde. Dies alles sei nachprüfbar.

Die Häfner bitten nun den Landschreiber um Übermittlung ihrer Stellungnahme an die kur-



Abb. 1: Töpfer am Töpferrad. Kupferstich von Christoff Weigl (1698)

fürstliche Kammer. Auch bitten sie, den Kläger, Herrn Amtmann Gutmann, „zur Ruhe zu verweisen“ und die Häfner bei ihren altüberkommenen Rechten und Pflichten zu belassen.

Im September 1719 erneuert der metternichsche Amtmann seine Anklagen⁶. Inbezug auf die Gefäßgrößen führt er jetzt u. a. aus, daß das gelieferte Geschirr in diesem Jahr „viel zu klein“ und nicht „proportionaliter“ gewesen sei. So sei z. B. kein „Fußdippen“ geliefert, wo doch der Lehensbrief auf „Krüge und irden Geschirr“ laute, was „allerlei Gattung“ bedeute und nichts ausnehme. Für die gegenwärtige herrschaftliche Hofhaltung in Koblenz, hier in Rüdesheim und sonst im Rheingau benötige man viel Geschirr. Da bedürfe es der erforderlichen Standhaftigkeit und des regierungsamtlichen Schutzes, damit eine angemessene Ausstattung des Erbkämmereramtes erfolge und keine Verringerung der zustehenden Abgaben präjudiziert werde.

Ein Antwortschreiben der Häfner Ende 1719 nimmt zu den neuen Vorwürfen detailliert Stellung.

Erster Klagepunkt, die Lieferung einwandfreien Geschirrs betreffend:

Antwort: Laut Lehensbrief hätten die Aulhauser Häfner nur für die gräfliche Haushaltung genügend Geschirr zu liefern und nicht für anderweitige Zwecke, wie es mehrfach geschehen sei. So führen die Häfner unter den diese Feststellung stützenden Belegen aus früherer Zeit z. B. Quartals-Lieferungen an „MiBaea Schütz“, an „den Juden“, an den „Herrn Oberschultheisen“, an den „hochgeehrten Herrn Capui von Nothgottes“ an,⁶ alles Lieferungen, die offenbar aus dem Lehen bestritten wurden.

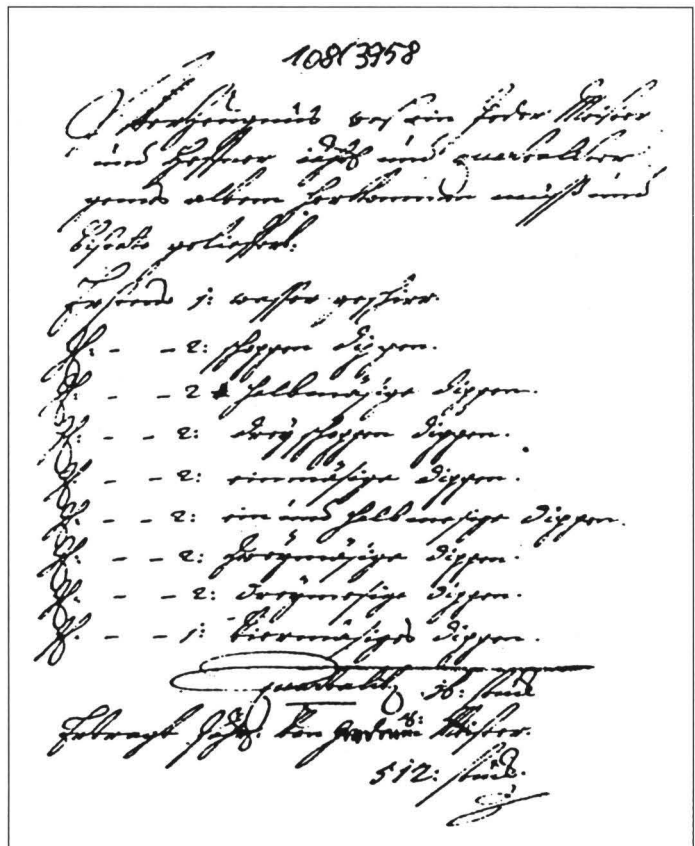
Lehensbriefgemäß habe jeder Häfner im Quartal 16 Dippen, große und kleine zu

bezahlen, d. h. für 8 Häfner bedeute das im Jahr 512 Stück.

„Verzeichnis was ein jeder Meister und Heffner jährl und quartaliter gemäß altem Herkommen muß und bis dato geliefert:

- Erstens 1: Wasser Geschirr
 It. — 2: halbmäßige Dippen
 It. — 2: einmäßige Dippen
 It. — 2: Zweymäßige Dippen
 It. — 1: Viermäßiges Dippen
 It. — 2: Schoppen Dippen
 It. — 2: Drey Schoppen Dippen
 It. — 2: Ein und Halbmäßige Dippen
 It. — 2: Dreymäßige Dippen
 Quartaliter 16: Stück
 Erträgt jährlich von 8: Meister
 512 Stück“⁶

Alles, was nun der Herr Amtmann darüber hinaus fordere, müsse erst aus dem Lehnsbrief



erwiesen werden. „Dazu wird mehr erfordert, als eine Feder voll Tinte.“⁶ Was der Lehnsbrief dagegen fordere, sei anerkannt und sei seit undenklichen Jahren gegeben worden – so beiliegende Quittungen⁶ bestätigten und solle auch weiter so geliefert werden.

Zweiter Klagepunkt: Daß jemals „einiges Geschirr ausgestoßen worden“, sei keinem erinnerlich, auch nicht, daß gotteslästerliche Reden geführt worden seien.

Dritter Klagepunkt, das Scheibengeld betreffend:

Antwort: Die schuldige Zahlung von einem Gulden pro Töpfer sei unbestritten und bisher auch stets korrekt entrichtet worden. Die Forderung allerdings, daß ein Töpfer, der 2 Scheiben in seiner Werkstatt habe, auch 2 Gulden bezahlen solle, diese Forderung verwerfe man als eine „erdichtete Neuerung“. Weder versage man einem Schneider die zweite Nadel, noch einem Schuster vielerlei Leisten. Warum wolle man dann „uns armen Häfnern die zweite Scheibe versagen, damit wir im Notfall, da die eine sollte abgehen, die andere mögen treiben?“ Der reine Wortlaut des Lehnsbriefes schein zwar einem solchen Ansinnen recht zu geben, doch gelte hier die Praxis, die seit undenklichen Zeiten geübt werde und die belege die Zahlung von einem Gulden pro Töpfer.

Vierter Klagepunkt: Hier berufe sich der Kläger selbst auf die immer geübte Praxis, daß die Lieferung stets auf einen Tag nach dem Herbst erfolgen solle, obwohl im Lehnsbrief davon nichts stehe. Also gelte dieses Gewohnheitsrecht auch für die Zahlung von einem Gulden Scheibengeld pro Meister.

Abschließend bitten die Häfner um Abweisung aller Schadensersatzklagen des gräflichen Amtmannes und um Belassung ihrer seit Alters gewohnten Lehnspraktiken.

Im Sinne dieser Bitte muß wohl auch die Entscheidung gefallen sein. Die Abgaben der Aulhauser Häfner bleiben nämlich auch in der Folgezeit im Besitz der Familie von Metternich, so daß man aus deren Aufzeichnungen den weiteren Verlauf der Lehenshandhabung rekonstruieren kann. Eine Aufstellung der Metternichschen Güter von 1807 führt unter Punkt 6 an:¹⁰ „Von 1795 bis 1806 jähr-

lich angefallen sind an Erbkämmerer-Lehengefällen von den Häfnern zu Aulhausen jährlich 17 fl. (= Gulden, Verf.), 30Xr. (= Kreuzer)“ Diese werden von 7 Meistern aufgebracht, von denen jährlich jeder 2 Gulden und 30Xr. zahlt. Die Tatsache, daß nun nichts mehr von Geschirrlieferungen berichtet wird, andererseits aber jeder Töpfer ja das 2 1/2-fache der vorherigen Geldsumme zahlen muß, bedeutet eine Umstellung des Lehens auf reine Geldzahlung.

In einem Schreiben vom 28. 8. 1811 ist – diese Annahme bestätigend – vermerkt:¹⁰ „Von jedem Häfner zu Aulhausen an Scheibengeld, und wegen den Quartalstöpfen jährlich 2 f.,¹¹ 30Xr.“

1.3 Der Übergang des Lehens auf die Familie von Ingelheim und die Aufhebung des Scheibengeldes

Letztere Formulierung ist auch in der Aufstellung der metternichschen Güter und Gefälle enthalten, die anlässlich des in schlimme Verluste geratenen metternichschen Besitzes an die Familie v. Ingelheim am 13. 3. 1812 verkauft werden.¹² Die Verkaufssumme des Aulhauser Lehens betrug 303 f., 25 Xr.¹³

Am 1. und 3. September 1812 werden durch eine Verordnung der Nassauischen Regierung „alle aus der Leibeigenschaft herrührenden Gefälle, unter welchen auch die zur Burg Rüdesheim¹⁴ fällig gewesenen Gewerbsabgaben der Aulhauser Häfner genannt ist, ... aufgehoben.“¹⁵ Für diese Verluste sollten die vorherigen Lehnsbegünstigten (– hier also die Herren von Ingelheim –) entschädigt werden und zwar durch „Renten aus der herzoglichen Staatskasse.“¹⁵

Auf einen entsprechenden Antrag des Grafen von Ingelheim hin wird dann auch am 21. 2. 1815 eine jährliche Rente von 10 Gulden¹⁶ festgesetzt, zahlbar rückwirkend ab dem 1. 1. 1812. Gleichzeitig werden die staatlichen Steuern für den Ort Aulhausen um den entsprechenden Betrag erhöht (einschließlich der Rentennachzahlungen von 1812–1815), damit diese Rentenzahlungen der Staatskasse angeglichen würden.¹³

Eine weitere Folge der Aufhebung der Lehensabgaben war die nun auch nötige Neuregelung des mit denselben in unmittelbarem Zusammen-

hang stehenden Beholzigungsrechtes im Kammerforst, das sich ja auf die Menge von 96 Stecken¹⁷ belief. In einer umfangreichen und langdauernden Überprüfung, in der vor allem die grundsätzliche Berechtigung der Aulhauser Holzversorgung durch die Häfner im Kammerforst untersucht wurde, konnte aber das prinzipielle Beholzigungsrecht zweifelsfrei festgestellt werden. So werden noch 1819¹⁸ die 96 Stecken als Quantum der Aulhauser Häfner geführt.

1853¹⁹ klagt der Aulhauser Gemeindevorstand in einem Schreiben an das „Herzoglich Nassauische Kreisamt“ zu Rüdesheim, daß die große Armut des Ortes prinzipiell auf die mangelnde Waldnutzungsmöglichkeit des Ortes zurückgehe. Das beziehe sich einmal auf die neue „Gerechsamkeit“ seit 1816, die das Waldnutzungsrecht der Aulhauser in den Rüdesheimer und Eibinger Waldungen aufhebe. Daneben liege aber auch das Häfnerhandwerk darnieder, weil „der Holzbezug der Häfner durch einen unvorsichtigen Vertrag derselben wegfiel.“²⁰

Folge war auf jeden Fall, daß die Aulhauser Häfner Schwierigkeiten mit einer ausreichenden Holzversorgung bekamen.

2. Übersicht über Namen, Anzahl und Lebenszeiten der Aulhauser Häfner

2.1 Die chronologische Darstellung der bisher ermittelten Töpfer seit 1671

Bei der ältesten Namensnennung Aulhauser Töpfer handelt es sich um die von „Hans Eckert Rein und Jacob Rein von Aulhausen.“²¹ Diese beiden Namen stehen unter einem Schreiben der Rheingauer Häfnerzunft an den Mainzer Erzbischof, in dem um Erneuerung der Zunftordnung von 1615 gebeten wird. Die Tatsache, daß die beiden Aulhauser Häfner an erster Stelle – vor weiteren 3 Häfnern aus Geisenheim – unterzeichnet haben, weist sicher auf das Gewicht der Aulhauser Häfner im Rheingau in der damaligen Zeit hin.

In einem weiteren Schreiben vom 2. 6. 1671, in dem die Weiterverwendung des Brömserschen Lehens (nach dem Aussterben der Brömser 1668)

bearbeitet wird, beauftragt die kurfürstlich Mainzische Kammer den Landschreiber des Rheingaus, „daß er diejenige fünf Gulden bei den Häfnern zu Aulhausen“, ... „welche ... Herr Heinrich Brömbser von Rüdesheim, Freiherr seelig, vom Erzstift zu Lehen getragen, und demselben (= Erzstift, Verf.) nunmehr wiederumb heimgefallen ... auch inskünftig erheben und verrechnen“ solle.⁴

Da gemäß Lehnsbrief ja pro Häfnerscheibe 1 Gulden zu erheben war, ist aus diesen Angaben auf die *Zahl von 5 Häfnern* für die Jahre 1688 ff.²² zu schließen.

Anlässlich des Scheibengeld-Streitfalles von 1718/19 wird anhand von alten Quittungen belegt, daß *Johannes Frantz von 1686–1718* seine Abgaben regelmäßig geliefert und damit also Töpfe produziert hat. Insgesamt gibt es *1718 acht Häfner* im Ort. *Johann Wolf Rupert* wiederum wird namentlich erwähnt, weil er im Zusammenhang mit Vorkhaltungen des metternichschen Amtmannes ausfallend geworden ist. (Siehe S. 27!)

Nur noch sechs Häfner gibt es offensichtlich 1764 im Ort. Diese sind: *Franz Brech, Andreas Retzel, Johannes Beckmann, Catharina Bosin, Kilian Weber und Johannes Schafer.*²³ Der letztgenannte, Johannes Schafer, hatte auch einen namentlich benannten *Gesellen, Adam Dettinger.*²⁴

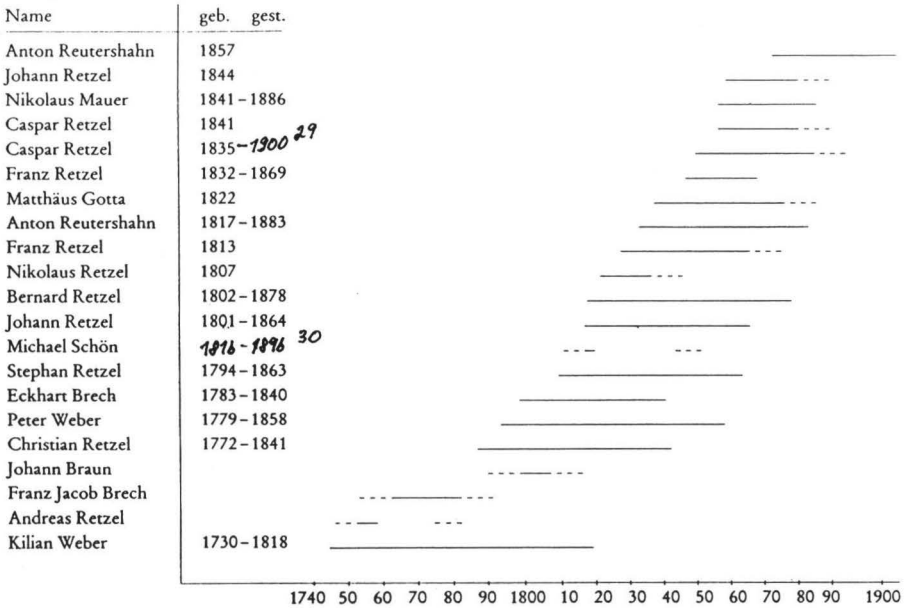
In Handwerksstatistiken²⁵ werden auch für *1767 und für 1779/80 je 6 Häfner* genannt; die Aufstellungen des metternichschen Scheibengeldes von *1795 bis 1813* belegen, daß in diesem Zeitraum jeweils *7 Häfner tätig* waren;¹³ eine Gewerbestatistik von *1819 weist 8 Häfner* aus.²⁶

Über Zahl und Namen der in den nächsten Jahrzehnten tätigen Häfner ist in den Akten bisher nichts zu finden gewesen. Stattdessen geben hierüber aber die Kirchenbücher eine Auskunft, wo es im Gegensatz zur vorausgehenden Zeit für den Zeitraum von 1818–1874 ein von Rüdesheim getrenntes Buch – nur für Aulhausen – gibt. Dieses hat Frau Elzner 1984 für ihren Aufsatz²⁷ intensiv bearbeitet und soll darum hier – mit geringen Ergänzungen – in dieser Bearbeitung wiedergegeben werden.

„In zwei graphischen Übersichten (vgl. Abb. nächste Seite) werden die mittels der Kirchen-

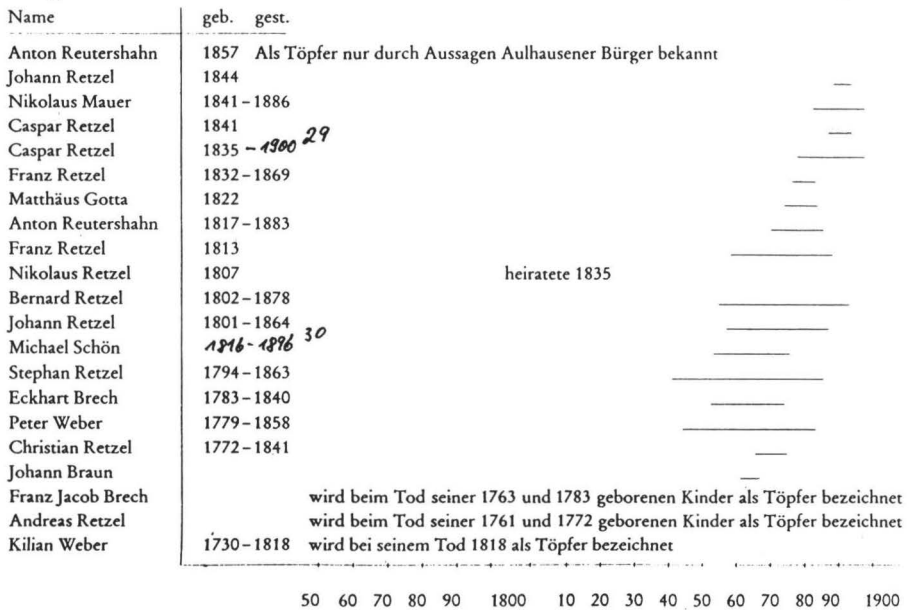
Beilage 1:
 Töpfer in Aulhausen: Vermutete Lebensarbeitszeit
 Nachgewiesene Lebensarbeitszeit ab dem 16. Lebensjahr
 Geburts- und/oder Todesdatum nicht bekannt

Beilage 1



Beilage 2:
 Töpfer in Aulhausen: Zeitspanne von der jeweils ersten bis zur letzten Erwähnung der Töpfer

Beilage 2



bücher erhaltenen Daten schematisch dargestellt. Wahrscheinlich kommt Beilage 1 über die vermutete Arbeitszeit der Aulhauser Töpfer der Realität näher als die zweite über die nachgewiesene Arbeitszeit. In der ersten Graphik wurde die Zeitspanne vom 16. Lebensjahr bis zum Tod eines Töpfers eingetragen, in der zweiten Graphik lediglich der Zeitraum, der zwischen der ersten und der letzten Erwähnung als Töpfer in den Kirchenbüchern liegt. Zum erstenmal wird der Töpfer meist anlässlich seiner Heirat erwähnt, zu einem Zeitpunkt also, an dem er vermutlich das Töpferhandwerk schon mehrere Jahre ausübte, denn das Heiratsalter der Männer lag häufig über 30 Jahren. Da die Kirchenbücher erst ab 1818 mit Berufsbezeichnungen versehen sind, sind nur solche Töpfer mehrmals erfaßt, die nach 1818 heirateten oder deren Kinder nach 1818 zur Welt kamen. Bei einigen Töpfern, deren Todesdatum nicht bekannt ist, schrumpft also die nachgewiesene Arbeitszeit auf die Zeit zwischen der Heirat und der Geburt des jüngsten Kindes zusammen, eine Zeitspanne, die mit der tatsächlichen Arbeitszeit sicher nicht übereinstimmt.²⁸

Während aus den Übersichten erkennbar ist, daß die Familie Retzel in mehreren Generationen als Töpfer tätig war, hat Frau Elzner auch Familien festgestellt, „bei denen nur zwei aufeinander folgende Töpfergenerationen ersichtlich sind: Reutershahn, Weber und Brech; sowie einige Familien, aus denen nur ein Töpfer hervorgegangen bzw. feststellbar ist: Johann Braun, Matthäus Gotta, Nikolaus Mauer und Michael Schön.“ ...

„Alle die genannten Töpfer sind, mit Ausnahme von Michael Schön, mit anderen Töpferfamilien durch Verwandtschaft oder Heirat verbunden. Drei Töpfer stammten nicht aus Aulhausen: Kilian Weber und Matthäus Gotta, der eine Enkelin von Kilian Weber heiratete, kamen aus Oberath bei Frankfurt, Nikolaus Mauer kam aus Sprendlingen (vermutl. Sprendlingen in Rheinhessen). Matthäus Gotta und Nikolaus Mauer heirateten beide die Tochter eines Töpfers; bei Kilian Weber läßt sich das nicht mehr nachprüfen, da er vor 1818 geheiratet hat.“³²

„Die Graphik weist eine erstaunliche Regelmäßigkeit in der Abfolge der einzelnen Töpfer aus, sowie eine relativ hohe Anzahl gleichzeitig

arbeitender Töpfer, wenn man auch einschränkend bemerken muß, daß nicht immer alle Töpfer ihren Beruf auch ausübten. Vermutlich waren zumindest einige Töpfer noch nebenbei landwirtschaftlich tätig. Die Tatsache, daß in den Jahren von 1803 bis 1813 stets sieben Töpfer Abgaben leisteten³³ und daß in der Graphik für das Jahr 1813³⁴ sechs aufgeführt sind, spricht trotz der genannten Fehlerquellen für deren Aussagekraft.“³²

Aus Akten gibt es wieder Angaben zu Aulhauser Häfnern bei Volkszählungen ab 1846.³⁵ Hier wird nur hinter *Franz Retzel* und *Michel Schön* als Berufsbezeichnung „Häfner“ aufgeführt, ein Hinweis darauf, daß mögliche andere im Häfnerhandwerk Tätige diese Tätigkeit nur als Nebentätigkeit ausübten. So ist z. B. hinter Peter Weber „Tagelöhner“ angegeben, bei Kaspar Retzel: „Gutsbesitzer“ und bei Stephan Retzel „Tagelöhner“, obwohl Frau Elzner sie aufgrund der Kirchenbücher als Häfner identifiziert hat. Diese Diskrepanz erklärt Frau Elzner so:³⁶ „Da bei Volkszählungen nur die Haushaltsvorstände Berufsangaben machen mußten, sagen die Angaben nichts über die tatsächliche Zahl der zu jener Zeit arbeitenden Töpfer aus.“

Verändert hat sich die Situation 1855,³⁷ wo gleich 7 Personen als Beruf „Häfner“ (in der Volkszählungsaufstellung) angeben. Es sind dies: *Bernhard Retzel*, *Franz Retzel*, *Johann Retzel*, *Michel Schön I*, *Peter Weber*, *Martin Gotha* und *Jacob Reutershahn*.

1858 werden dann wieder nur 3 Häfner genannt³⁸ (Franz Retzel II, Martin Gotha und Jacob Reutershahn), Bernhard Retzel, Johann Retzel, Peter Weber und Michel Schön I sind überhaupt nicht erwähnt. 1861 erscheinen dann mit Bernhard, Franz und Johannes Retzel, Martin Gotha und Jacob Reutershahn fünf Häfnermeister, ferner 2 Gehilfen oder Lehrjungen.³⁹ Damit enden die Volkszählungsakten und man muß sich wieder auf die Kirchenbücher alleine stützen.

Über die beiden letzten Häfner, die in Aulhausen tätig waren, gibt der noch lebende Enkel eines dieser letzten Häfner, Herr *Baltasar Retzel*, geb. 1905, Auskunft.⁴⁰ Demgemäß führte sein Großvater, Kaspar Retzel, im Jahre 1895 seinen letzten Brand aus. Als letzter Aulhauser Töpfer habe Anton Reutershahn 1898 das Brennen eingestellt.

Letzteres wird bestätigt von der noch lebenden Tochter Anton Reutershahns, Elise Brassler.⁴¹ Bezüglich der um 1855 noch erwähnten Töpfer-

familie Gotha vermutet B. Retzel,⁴² daß diese das Töpferhandwerk wohl doch nicht so intensiv betrieben habe.

2.2 Aufstellung der seit 1671 aus den Akten bekannten Töpfernamen und -zahlen

			AKTE
1671	H. E. + J. Reiin	5 Häfner	101/400 108/2865
1686–1726	Johannes Franz	8 Häfner	108/3958
1718	J. W. Rupert		
1746	F. Brech, A. Retzel, Joaes Beckmann, C. Boosin, K. Weber, J. Schafer	6 Häfner	101/250
1767		6 Häfner	101/175
1779/80		6 Häfner	108/2817
1795–1813		7 Häfner	210/8823
1819		8 Häfner	210/990a
1846	M. Schön, F. Retzel	2 Häfner	210/11017u
1855	B., F., J. Retzel, M. Schön, P. Weber, J. Reutershahn	7 Häfner	210/11021t
1858	F. Retzel II, M. Gotha, J. Reutershahn	3 Häfner	210/11023p
1861	B., F., J. Retzel, M. Gotha, J. Reutershahn + 2 Lehrjungen/Gehilfen	5 Häfner + 2	210/11023p
1895	K. Retzel, A. Reutershahn	2 Häfner	Mitt. B. Retzel (8.7.93)
1898	A. Reutershahn (letzter Töpfer)	1 Häfner	Mitt. B. Retzel (8.7.93)

3. Die Verbreitung der Aulhauser Tonwaren

(Siehe auch Teil I, 2.3 – „Bodenfliesen“)

Leider sind bisher weder über den jeweiligen Gesamtumfang der Aulhauser Tonproduktion noch über den darauf entfallenden Verkaufsanteil außerhalb des Ortes irgendwelche Zahlen bekannt geworden. Aus diesem Grunde soll hier ein indirektes Verfahren zur ganz groben Ermittlung der Größenordnung versucht werden.

Im Zusammenhang mit dem Streit um die korrekte Erledigung der Lehensabgaben an den Grafen von Metternich⁶ werden als schuldige Dippenzahl im Jahr 1718 pro Häfner 16 im Quartal, für alle 8 Aulhauser Häfner also 512 Stück pro Jahr genannt. Geht man von der Einschätzung aus, daß

dieses etwa 10 % der Produktion darstellte („Zehnt“) (– rechnet man das ebenfalls abzugebende Scheibengeld noch ein, könnte die Abgabe an Töpfen allein einen noch geringeren Anteil an der Gesamtproduktion bedeuten –), so ist die Annahme von etlichen tausend produzierten Tongefäßen (über 5000?) im Jahr sicher nicht falsch. Diese mußten verkauft werden, schließlich war neben dem Lebensunterhalt z. B. das Scheibengeld ja damit zu erwirtschaften.

Daß für den Tonwarenhandel die Schifffahrt eine wichtige Rolle gespielt haben muß, geht aus einem Schreiben der Aulhauser Häfnermeister von 1795 an die kurfürstliche Hofkammer hervor. Im Zusammenhang mit der Sicherung der Holzversorgung aus dem Kammerforst klagen sie: „Gleichwie nun unser Gewerbe ohnehin wegen der auf dem Rhein schon so lange gehemmen

Schiffahrt fast gänzlich darnieder liegt, und kaum die nötigen Lebensbedürfnisse für uns und unsere Familien austrägt, weil wir die Waren nicht, wie sonst, transportieren und verkaufen können.“⁴³

Wohl im Zusammenhang damit stehen die Aulhauser Waren, die rheinabwärts zu finden sind.⁴⁴ So stammen die in Lorch gefundenen Wasserleitungsrohre aus Aulhausen (s. Teil I, 1.2), auch der Ton für die Lorcher Kreuztragung (s. Teil I, 3.) soll aus Aulhausen stammen.

In der Pfalz bei Kaub sind Gefäße aus dem 15. Jahrhundert ausgestellt, als deren Herkunftsort Aulhausen angegeben wird. In den Kauber Weinbergen finden die Winzer bis heute Tonscherben von Aulhauser Gefäßen, die, nachdem sie unbrauchbar geworden waren, mit dem Mist (Düngung) in die Weinberge wanderten.⁴⁵



Abb. 2: Einer von vielen Tonscherbenfunden aus den Kauber Weinbergen von Herrn Zentgraf, Kaub. Unverwechselbar die violette Farbe und die Rillung. (4cm lang, ca. 5cm breit) Foto: Dietz

Albert Herrmann, ein Aulhauser Mitarbeiter des ehemaligen Rüdesheimer Museumsleiters Duchscherer, erinnert sich an Hinweise Duchscherers, daß auch in Norddeutschland Aulhauser Formen gefunden worden seien.⁴⁶ Auch diese Produkte müßten wohl ihren Weg durch das Rheintal genommen haben.

Die andere große Transportrichtung war die rheinaufwärts, bzw. auch die auf die andere Rheinseite.

In Rüdesheim selbst sind zahlreiche Funde gemacht worden, die unzweifelhaft Aulhauser Ursprungs sind, so z. B. auch bei der Ausgrabung der Weißburg,⁴⁶ oder andere (siehe Fotos, Teil I). Noch bis zum ausgehenden 19. Jahrhundert wurden Produkte Aulhauser Töpfer auf dem Oestri-

Hafer, Kleien u. Delfuchen,
ferner **Mulhäuser Milchtöpfe** und son-
riges **irden Geschirr** ist zu haben bei
L. Fry in Oestrich.

Abb. 3: Annonce im „Rheingauer Bürgerfreund“ vom 20. 2. 1861 (erschien in 4 Zeitungsfolgen).

cher Dippemarkt⁴⁷ und in Oestricher Geschäften angeboten.⁴⁸

Baltasar Retzel berichtet, sein Großvater Kaspar Retzel habe seine Produkte nach Oestrich, Geisenheim und Lorch in die dortigen Geschäfte und Märkte geliefert,⁴⁹ Elisabeth Brasser kann sich an Mitteilungen ihres Vaters erinnern, der seine Waren mit 2 „Kühen“ (Ochsen?) über den Rhein nach „Dromersheim“, „Rexhausen“? und in die Mainzer Gegend („Budenheim“) zu den Märkten gefahren habe.⁵⁰

Möglicherweise nicht ganz so voll beladen, vor allem nicht mit 2 Pferden als Zugtieren, aber doch in verkleinerter Ausgabe und mit zwei Kühen/Ochsen als Zugtieren: so mag der letzte Aulhauser Töpfer Anton Reutershahn zu Markte gefahren sein.

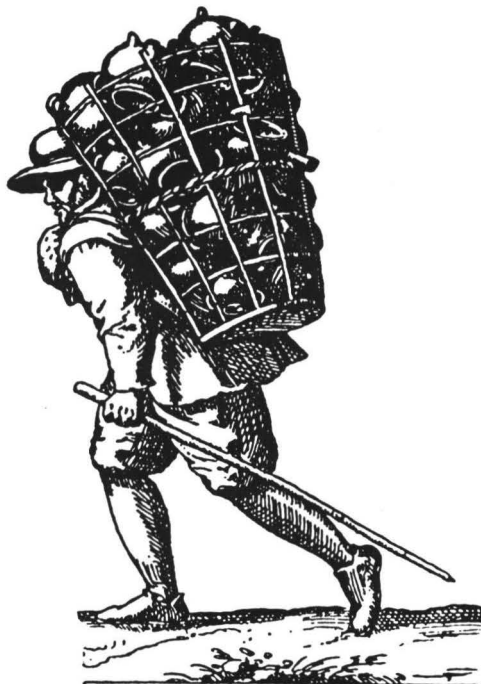


Abb. 4: Topfhausierer

Abb. 5: Fahrender Geschirrhändler mit westerwälder Steinzeug. Holzstich nach einer Originalzeichnung von Ferdinand Lindner



(Fortsetzung folgt)

Anmerkungen mit Literaturnachweis

¹ W. Klötzer: „Die Fundierung des Klosters Marienhausen im Rheingauer Kammerforst“ N. A. Bd. 73, 1962, S. 28, Anm. 6.

² Die Sicherung des häuslichen Bedarfs war nämlich – unabhängig vom Lehen – in verschiedenen Forstordnungen (HHSAW 108/2929a – 1521, 1532, 1534, 1611, usw.) der gesamten Gemeinde zugestanden.

³ W. Klötzer: „Mark- und Haingericht im Rheingau“ Diss. Mainz, 1951, S. 146.

⁴ HHSAW 108/2865.

⁵ HHSAW 102/77.

⁶ HHSAW 108/3958 – Bei der Aulhauser Aufstellung der Lehenzahlungen an die Familie v. Metternich sind quittierte Zahlungen und Abgaben ab 1688 zu finden.

⁷ K. Beaumerth: „Töpferei in Hessen“ Neu Anspach, 1984, S. 17.

⁸ In einem weiteren Schreiben führt der Amtmann sogar 3 und mehr Schreiben an, die jeder Häfner in Gebrauch habe.

⁹ Dies ist ein Hinweis darauf, daß es zu dieser Zeit weitere Häfner im Rheingau gegeben haben muß.

¹⁰ HHSAW 238/428 I.

¹¹ Florin = Gulden.

¹² HHSAW 238/428 II.

¹³ HHSAW 210/8823 – Zunächst (noch am 28. 8. 1811) hatte v. Metternich das Aulhauser Lehen (zusammen mit weiteren 10 Objekten) nicht verkaufen wollen.

¹⁴ gemeint ist die Niederburg (Brömserburg), die zu dieser Zeit in v. Ingelheimschem Besitz war (A. Schmitt: „Rüdesheimer Chronik“, Rüdesheim, 1978, S. 23).

¹⁵ HHSAW 211/3506 (ferner 238/315 und 210/8823).

¹⁶ Die Minderung im Vergleich zu den 17 f., 30 Xr. der Häfnerabgaben kommt durch Gegenrechnung der vom Lehnsherrn den Häfnern bei der Abgabe der Zahlung zu leistenden Mahlzeit zustande. Diese hatte in den letzten Jahren den Wert von etwas über 7 Gulden betragen.

¹⁷ Siehe Teil II, 5.4 und 5.5.

¹⁸ HHSAW 238/315.

¹⁹ HHSAW 238/527.

²⁰ Es ist noch unsicher, ob damit der Vertrag von 1829 (siehe Teil II, 5.5) gemeint ist.

²¹ HHSAW 101/400 (1671).

²² Todesjahr Heinrich Brömser.

²³ HHSAW 101/250.

²⁴ HHSAW 101/174.

²⁵ HHSAW 101/175 und 108/2817.

²⁶ HHSAW 210/990a.

²⁷ H. Elzner: „Zur Geschichte der Töpferei im Rheingau“ – Das Töpferdorf Aulhausen – In: Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde, 29. Jahrgang, 1984, H 1–4, S. 129–145, Sonderschrift, hier S. 139–142, Auszüge.

²⁸ H. Elzner: a. a. O. S. 141 – Beilage 1: S. 139.

²⁹ Ergänzung durch den Autor gemäß der mdl. Mitteilung von B. Retzel vom 8. 7. 1993.

³⁰ Ergänzung durch den Autor gemäß: P. Schön: „Chronik der Aulhauser Familie Schön“, 1994, Rüdesheim, unveröffentlicht.

³¹ H. Elzner, a. a. O. S. 140.

³² H. Elzner, a. a. O. S. 142.

³³ HHSAW 210/8823: „Die Entschädigung des Herrn Grafen von Ingelheim zu Geisenheim für das zu Aulhausen verlorene Scheibengeld der Häfner“.

³⁴ Berufsbezeichnungen finden sich erst in den Kirchenbüchern ab 1818. Das Jahrzehnt von 1803–1813 befindet sich also noch außerhalb des Zeitraums, über den relativ vollständige Angaben möglich sind.

³⁵ HHSAW 210/11017 u.

³⁶ H. Elzner, a. a. O. S. 144.

³⁷ HHSAW 210/11021 t.

³⁸ HHSAW 210/11022 t.

³⁹ HHSAW 210/11023 p + 238/207.

⁴⁰ Mündl. Mitteilung vom 8. 7. 93.

⁴¹ Gespräch vom 9. 8. 93 („Ende der Töpferei: um 1900“).

⁴² Mündl. Mitteilung vom 3. 1. 94.

⁴³ Ob hierbei der traditionell für Aulhausen – wie auch für Assmannshausen, Lorch, usw. – zuständige Schiffskran von Niederheimbach von Bedeutung war, muß noch offen bleiben (R. Rosensprung: „Der Rüdesheimer Schiffskran“ in: Rheingauische Heimatblätter, 3/1990 – Anweisung von 1575 an das linksrheinische Niederheimbach . . . „auch die rechtsrheinischen Orte

Assmannshausen und Aulhausen zu bedienen“). Siehe auch Teil I, 2.3: Transport der Fliesen auf den Weinschiffen des Klosters Eberbach.

⁴⁴ Schiffstransporte von Assmannshausen rheinaufwärts sind wohl weniger wahrscheinlich. Sichere Kunde über die Verladungen in Assmannshausen gibt es zwar nicht, doch gibt es Hinweise, die in diese Richtung gehen (siehe Anm. 43 und Teil II, 5.4 Holzverladung).

⁴⁵ Mündl. Mitteilung und entsprechende Scherbenfunde von Herrn Zentgraf, Kaub, vom 7. II. 1993.

⁴⁶ Mündl. Mitteilung von A. Herrmann vom 10. 8. 93.

⁴⁷ „Rheingauer Wochenspiegel“ vom 27. 5. 1992.

⁴⁸ Annonce im „Rheingauer Bürgerfreund“ vom 20. 2. 1861 (erschien in 4 Zeitungsfolgen).

⁴⁹ Mündl. Mitteilung vom 8. 7. 93.

⁵⁰ Mündl. Mitteilung vom 9. 8. 1993.

⁵¹ K. Beaumerth, a. a. O., S. 29 – Vereinfachte Form des Geschirrt transports für Verkaufsorte der Aulhauser Umgebung sicher denkbar.

⁵² K. Beaumerth, a. a. O. S. 27.

⁵³ HHS AW 238/527 – Aulhauser Schreiben von 1853.

⁵⁴ Bei den „Hegetheben“ handelt es sich um Hypotheken!

⁵⁵ V. Hugo: „LE RHIN“ 3 Bde, 1884, Paris, hier Bd. II, S. 30 (Hinweis v. Herrn H. Rienäcker, Eibingen).

⁵⁶ HHS AW 238/1298.

⁵⁷ „Der Rheingaukreis in den Jahren 1869–1890“ Hg. Kreis-ausschuß 1893, S. 181.

⁵⁸ HHS AW 238/173 – Die erwähnte Ofenzeichnung fehlt in der Akte leider.

⁵⁹ vom 13. 5. 1861 (HHS AW 238/173).

⁶⁰ HHS AW 238/173.

⁶¹ „Der Rheingaukreis 1891–1900“, Selbstverl., S. 234.

⁶² Akte „Aulhausen BAG2“, Brömserburg. Notiz v. 7. 10. 1958, Mdl. Mitteilung von Herrn Hiller an Herrn Duchscherer.

⁶³ H. Elzner, a. a. O. S. 130/131.

⁶⁴ H. Elzner, a. a. O. S. 144, Anm. 31.

⁶⁵ Mündl. Mitteilung v. Carla Wiesinger, Oestrich vom 16. 4. 93, die sich auf Gespräche mit Anton Prasser, Aulhausen (= „Dicke Toni“) in den fünfziger Jahren bezog.

⁶⁶ HHS AW 405/3755.

⁶⁷ H. Elzner, a. a. O., S. 131. Hier muß es sich um einen Teilabriß handeln, da der endgültige Abriß ja erst 1954 erfolgte (siehe Teil II, 1.4).

Verzeichnis der Abbildungen

Bild 1: K. Beaumerth: „Töpferei in Hessen“ Neu Anspach, 1984, S. 17 (Anm. 7)

Bild 2: Foto: Dietz

Bild 4 + 5: K. Beaumerth: a. a. O. S. 29 und 27 (Anm. 51 + 52)

Bild 6: Foto: Dietz

Für unseren schönen Rheingau fördern wir

Kunst und Kultur

in ihrer ganzen Vielfalt

1493–1993

500 Jahre

St. Valentinus Kirche

Kiedrich im Rheingau



Zeichnung: Prof. Horst Römer

Volksbank  **Eltville eG**

... ein starker und verlässlicher Partner seit mehr als 125 Jahren